



Berlin, den 16. Juni 1900.

Boxer.

Seiner Hoheit Li-Hang-Tschang, Vicelkönig in Kuang-Tung am Peking.
Deiner großmächtigen Hoheit über die Unruhe, die das Reich des Himmels ergriffen hat, Bericht zu erstatten, ward mir von Deiner Erhabenheit Bruder, dem Vicelkönig von Pe-Tschili, befohlen. So mögest Du, Herr, in Deiner weisen Größe Dir denn das arglose Wort eines einfachen Mannes gefallen lassen, der unsere ehrwürdige Tschunghwa liebt wie ein wohlgerathenes Kind seine Mutter und Alles haßt, was ihren vieltausendjährigen Ruhm mindern, den Glanz ihrer Herrlichkeit beschatten könnte. Nicht wahrlich wirst Du von mir hören, was die Weisen Teufel unter einander raunen, was, unserem guten Volke zur Schmach, die Rote der rothborstigen Barbaren im Lande umherträgt und weit in die Ferne meldet. Unüberschbar ist schon ihre Schaar und noch wächst sie täglich; aus allen Himmelsgegenden brechen sie über die still blühende Blume der Erdmitte herein, führen Mordwerkzeuge und Feuerschlände jeglicher Art mit sich und bedrohen mit hochthürmigen Eisenschiffen unsere schutzlose Küste. Und trotzdem ihrer so Viele sind, so wehrhaft bewaffnet und so stolz auf ihren Götzen, den sie Kultur nennen und dessen Altäre die Feuermaschinen und Panzerthürme sein sollen: sie schämen sich nicht, uns Schimpf und schmählische Verdächtigung anzuthun. Den Banditen von Dschhol vergleichen sie uns, den Ko-Lau-Hui und Tschang-Tau-Hui, gemeinen Räubern, Dieben und Nordbrennern, und verkünden, nur unbarmherzigste Grausamkeit könne unserem Treiben ein Ende machen.

Unserem Treiben! . . . Doch Deine Hoheit, die ihrem gehorsamen Sohn solchen Ausschrei aus treuem Patriotenherzen verzeihen mag, fordert Bericht und staunt wohl schon, zu hören, daß der von Li-Hung-Tschang's Erhabenheit mit dieser Aufgabe Betraute sich selbst zu den Unruhestiftern rechnet. Meinen Herrn fliehe der Zorn! Nie hat in den Kämpfen, von denen die Kunde Dein Ohr traf, meine Hand eine Waffe berührt, nie sah man mich im Gedräng noch auch nur im Lärm der Gasse. In anderem Sinn aber muß ich mich schuldig bekennen. Ja, meiner Brüder Sache, der Nahkämpfer, die der Barbar boxers nennt, ist auch die meine; sie habe ich mit allen Kräften zu fördern gesucht, ihr bis zur letzten Stunde mein armes Leben geweiht.

Daß es so kommen könne, ließ ich mir einstmals nicht träumen. Meines Lebens höchstes Ziel war, ein Literatus zu heißen und still mich der von den Vätern gehäufte Weisheit zu freuen. Als ich auf der Hanlin-Hochschule manchen Lobspruch erntete, weil ich den Mencius auswendig wußte und die vierzigtausend Verse, deren Kenntniß dem Menschen erst die wahre Vollkommenheit erschließt, ohne Stocken hersagen konnte, da pries ich mich glücklich und ahnte nicht, mir könne je beschieden sein, mich in die Volkshändel mischen zu müssen. Dazu dünkte ich, der bei Denkern und Dichtern heimisch war, mich viel zu hoch. Und wie ich, so dachten und fühlten meines Alters und Standes Genossen. In scheuer Ehrfurcht hatten wir, zitternd, Kong Fu-Tschu himmelan ragendes Lehrgebäude beschritten; was konnte uns das Geräusch des Haufens kümmern? Der erste Satz in des Weisesten Buch von der erhabenen Wissenschaft lehrte uns die Aufgabe: die himmlische Tugend in ihrer ursprünglichen Reinheit und Vollendung in unserem Menschenwesen wiederherzustellen. Dieser Pflicht Erfüllung fordert ein Leben wir waren bereit, es ihr hinzugeben. Wohl hörten wir damals schon von der Bedrängniß der mütterlichen Heimath und von der Gewalt, die sie durch Fremder Frevel erleiden müsse. Priester, Krieger und Händler kamen über das weite Meer. Die Priester wollten uns den alten Glauben nehmen, ein Volk von 360 Millionen Menschen zu einem Gott beten lehren, den dieses Volkes Ahnen nicht kannten, der in dieses Volkes Himmel nicht taugt. Die Krieger legten auf die mildesten, fruchtbarsten Strecken unseres Landes die harte Räuberhand, verlangten von Tschunghwas Söhnen, für Fremde zu frohnen, von Tschunghwas Töchtern, mit ihres Leibes Reiz Fremder Begier zu stillen. Die Händler brachten uns starke und feine Gifte, gebranntes Wasser und Opium, und hofften, durch so lockende Genüsse die Masse der dem Himmelssohn Unterthanen sich und elend zu machen, auf daß die Untüchti-

gen dem Befehl des Kriegers und der Mahnung des Priesters keinen Widerstand leisten könnten. Das vernahmen wir, während wir über den Büchern der Weisheit saßen. Uns schien es eine Schickung, ein unabwendbares Verhängniß, das man hinnehmen müsse wie Ueberschwemmung und Dürre, Fallsucht und Beulenpest und jede sterblichen Menschen vom Thron der Wahrheit gefandte Prüfung. Wozu mit unzureichender Kraft sich wehren? Die Barbaren mochten thun, was ihr blindet Geist sie hieß: uns blieb, inmitten der Gräuel, die Möglichkeit, die himmlische Tugend, nach dem Wort des Kong-Fu-Tse, in unseren Herzen wachsen und zu herrlichster Blüthe gedeihen zu lassen. Nur ein mitleidiges Lächeln hätte ich damals für Den gehabt, der mir gesagt hätte, ich solle wider Barbarentücke die Volkswuth wecken.

Da ward meines Sehnsens heißester Jugendwunsch erfüllt: als einem von seinen Lehrern vielfach gelobten Schüler ward mir gewährt, nach Europa reisen und an den Weisheitquellen schöpfen zu dürfen, denen das Abendland Macht, Fruchtbarkeit, Weltruhm zu danken hat. Nicht darf ich hier von dem Erdbeben sprechen, das diese Veränderung des Himmels in meines Wesens tiefsten Gründen hervorrief, nicht sagen, wie ich mich labte und wie ich litt, wie viel ich entbehren, wie viel genießen lernte. Nur, was eng zu diesem Bericht gehört, ist mir zu melden erlaubt. Vier volle Jahre war ich fern und kehrte, als Deiner Hoheit Bruder die Fahrt gen Westen antrat, für kurze Wunde in seinem Gefolge dann noch einmal dorthin zurück. In den Hauptprovinzen der abendländischen Reiche lebte ich und durfte in den berühmten Gelehrtenstädten der Deutschen meinen Geist schulen und mit neuem Wissen erfüllen, als es auf der Hanlin-Hochschule verkündet wird. Ein guter, getreuer Sohn unserer unvergleichlichen Mutter bin ich geblieben. Dennoch: ein Anderer ging, ein Anderer kam ins Mutterland heim.

Worte, die ich nie vernommen hatte und deren Sinn ich spät erst begreifen lernte, schlugen da draußen an mein Ohr. Von geläuterter, höchster Menschlichkeit hatte ich zu hören erwartet, von so feiner Humanität, wie bei uns kaum der Weiseste sie träumt. In den Lehrsälen wurde davon auch geredet. Aber ich merkte bald, daß man zwischen Lehre und Leben hier unterscheiden müsse. Die Jünglinge, die neben mir auf den Bänken saßen, sprachen, wenn die kurze Lehrzeit beendet war, von nationalem Stolz, Waffenehre und Schneidigkeit. Keinen Schimpf dürfe man ungeahndet lassen, nicht einmal einen bösen Blick; sogar die Rohheit eines Trunkenen sei blutig zu rächen. Deshalb übten sie sich eifrig im Gebrauch scharfer Waffen. Und die Aelteren, Männer und Frauen, sahen mit Wohlgefallen auf sie. Auch bei ihnen fand ich die selben

Gefühle. Der Fremdenhaß, den ich daheim als ein trauriges Erbtheil der Hefe des Volkes betrachtet hatte, wurde hier als politische Tugend gepriesen und der schlimmste Vorwurf, der Einem treffen konnte, lautete stets: Er ist ein Weltbürger, ein Mensch ohne Vaterland. Dabei schienen die Leute, die so sprachen, fromme Christen. Ein hilfreicher Freund, der mein Staunen sah, lehrte mich die Fremde verstehen. Er führte mich in die Geschichte des Volkes, in den europäischen Sittencreis ein und die Binde sank mir vom Auge. Dieses Volk hat sich in schweren Kämpfen um ein gefährdetes Dasein behauptet, ist in solchen Kämpfen aus kleinen Anfängen zur Größe erwachsen. Es spricht gern von der Tugend der Friedfertigen, aber es übt und liebt sie nicht. Es schützt nur den Starken, den Mann, der für seine und für der Nation Ehre das Leben leicht in die Schanze schlägt und, wenn das Vaterland ruft, keine Sekunde zaudert, Alles zu opfern. Alles; auch das Menschengefühl und das feinere Rechtsempfinden. In dem Augenblick, wo der heimische Boden bedroht ist, wird jeder alte Rechtsbegriff von der Tafel der Erinnerung gelöscht. Dann kehrt noch einmal der Urstand der Natur wieder und das Schwert bringt, als letztes Mittel, die Entscheidung. So wars, als der große Bonaparte den König verschleucht und sich das Reich unterjocht hatte; so wird es immer sein, wenn ein Eroberer dem Land und dem Volke Schmach anthut. Als am Anfang dieses Jahrhunderts das Volk aufstand und der Sturm losbrach, blieben nur Buben und feige, erbärmliche Wichte hinter dem wärmenden Ofen; alle Starken und Muthigen stürzten sich in den heiligen Krieg und der nationalste Dichter, der die Wuth bis zur Siedehitze zu schüren versuchte, rief sogar die Frauen auf und trieb sie, mit tückischem Ruß und lügendem Lächeln den frohlockenden Sieger in Schwäche zu schmeicheln und den also Entmannten dann der gräßlichsten Qual, dem Tod im Thierkäfig, auszuliefern... Ich hörte die Lieder aus dieser Schreckenszeit, hörte von der Schaubühne herab das Keuchen unbezähmbarer Wuth und das Jubelgeheul des jauchzend durch ein Blutmeer schreitenden Ueberwinders und verstand nun, was mir so lange unverständlich gewesen war. Deshalb die spöttischen oder höchstens mitleidigen Blicke, die höflich abwehrende Kühle, wenn ich von deutscher Geschichte reden wollte, und bei ehrbaren Jungfrauen zwar die Lust, mit dem Asiaten zu scherzen, nie aber die Neigung, in ihm den Mann zu sehen. Ich war da draußen nur der Sohn eines Volkes, das sich ruhig, ohne die Hand zu rühren, seinen Glauben und sein Land rauben läßt. „Ja, ist es denn wahr, daß Sieda unten 360 Millionen Menschen haben?“ fragte man mich oft. Noch jetzt hämmert mir, wenn ich daran denke, die Scham in den Schläfen. Es ist grauenvoll, aber wahr; glaube mir, Herr: uns verachtet das Abendland.

Ein Anderer ging, ein Anderer kehrte heim. Wäre ich nicht jämmerlich feig gewesen, wenn ich das Erlebte ungenüht gelassen hätte? Ich hatte draußen erkennen gelernt, was uns droht. Weil wir uns Jahrtausende lang still hielten und durch keine Erschütterung der Macht, durch keine Schmälerung der Grenzen aus der Ruhe zu scheuchen waren, glauben die Westländer, uns als leichte Beute betrachten zu dürfen. Sie hadern mit einander, bekämpfen einander offen oder heimlich und Keiner gönnt dem Nächsten das Sonnenlicht; sobald es aber gegen uns geht, sind sie einig. Sie brauchen Land und sie brauchen Geld. Beides soll unser Besitz ihnen liefern. Ihres Bodens Umfang ist klein; wohin mit den Menschen, die alljährlich dem Schoß der Mutter entbunden werden? Ihrer Waaren Menge ist riesengroß; wohin mit der Ueberfülle, in der man erstickt, der in der Heimath nicht genug Käufer zu finden sind? Das mag Deine Hoheit in Verwunderung hören; doch ist es so: diese Thorenvölker verbrauchen ihre beste Kraft in dem Bemühen, Waaren herzustellen, für die sie keine Abnehmer haben. Statt ihre eigenen Kinder zu nähren, zu kleiden, zu herbergen und die Arbeit dem Bedürfnis anzupassen, plagen und schinden sie sich für Unbekannte, für einen „Weltmarkt“, der ihnen heilig scheint. Ihren Boden bepflanzen sie mit ungeheuren Steinklasten, aus denen von früh bis spät schwarzer Qualm aufsteigt und ringsum die Luft verpestet. Das rasselt und hämmert und pocht den ganzen Tag; nachts sogar glühen die Feuer, rauchen die Schloten. Ein Heer von Hunderttausenden, vielleicht von Millionen, Männer und Weiber, wälzt sich in diese Hallen und Deine Weisheit wird ahnen, was da geschaffen wird. Kein Blick kann der Güter unermessliche Lager umfassen. Und einen großen Theil dieser Güter sollen wir kaufen, damit jenseits des Wassers in den Bankpalästen nicht Mangel herrsche. Zwar brauchen wir diese Güter nicht, sind gar nicht gewöhnt, sie zu nützen, haben uns ohne sie wohl befunden. Einerlei: wir sollen sie nehmen, uns in neuen Anspruch und Brauch schicken lernen. Das nennen sie drüben die Erziehung zur Kultur. Um kultivirt zu werden, müssen wir von Glauben und Sitte der Väter weichen, dem natürlichen Gang unseres Wesens entsagen und, statt in Kong-Fu-Tses Buch von der himmlischen Tugend zu lesen, das Feuerwaffenhandwerk beherrschen lernen. Von Jenem uns zu entwöhnen, zu Diesem uns tauglich zu machen, ist Zweck und Ziel der Priester, Krieger und Händler, die in unser Land kommen. Nicht uns freilich wollen sie stärken, nicht zum Widerstand in uns den Muth stählen, — nein: in ihrem Dienst sollen wir die Waffenkunst üben, gegen ihren, nicht gegen unseren Feind, und ihnen soll der Ertrag unserer Arbeit gehören.

W eigern wir uns: tausend Flintenläufe bedrohen des Friedfertigen Brust; zaudern wir, die fremde Waare zu kaufen: hundert Feuerschlünde sind von den Eisenschiffen auf unsere Küste gerichtet. . . Vergönne mir, Herr, von diesen Schändlichkeiten zu schweigen. Du selbst hast von hoher Warte gesehen, was besonders in diesen letzten Jahren die Barbaren uns thaten.

Da ich nun solche Schmach und Noth schauen mußte, sagte ich mir ein Herz und beschloß, den heiligen Frieden des Literatus zu opfern und als ein Schüler des Abendlandes in der Heimath zu wirken. Die schlimmste Gefahr, so war in den Hörsälen mir drüben verkündet worden, droht dem Volk, das sich gewaltsam und lieblos mit dreistem Raub von der eigenen Vergangenheit scheidet. Dieses Schicksal war uns zugebracht. Schon schlängeln eiserne Straßen sich durch das Land, schon wankt unter den gelben Menschen Mancher im Glauben und ein fremder, feindlicher Geist rüttelt frech an der offenen Mauer. Soll es auch uns einst ergehen wie den Nachbarn, die aus dem alten Jipangu ein Zerrbild europäischer Unzucht gemacht haben, die Asiaten nicht mehr sein wollen, und Westländer doch niemals werden können? Sollen die Eroberer, die auf ihrem Frevelweg kein Hinderniß finden, uns noch länger als wehrlos und ehrlos höhnen? Dann ist unser Geschick besiegelt. Die rüstigsten Männer werden sich an den Kulturaltären der Beutejäger verbluten oder durch die Tücke des eingeschleppten Giftes um ihrer Venden Kraft gebracht werden; die schönsten Jungfrauen werden gezwungen sein, Lager und Lust der Barbaren zu theilen. Nur eine Hilfe bleibt gegen solche Bedrängung. Zu den Brüdern ging ich, die in den Bänden der Goldenen Glocke und des Großen Wassers vereint sind, und rief sie zur That. Wehe uns, sprach ich, wenn wir nicht die Kraft haben, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, wenn wir in feiger Unthätigkeit warten, bis unsere heiligsten Güter vernichtet sind. Drüben lehrten sie mich die Waffenehre, lehrten sie mich, daß es für ein im Sitz seines nationalen Lebens gefährdetes Volk die Frage nach Recht oder Unrecht nicht giebt, geben darf. Die uns Regirenden wagen den furchtbaren Kampf nicht; sie zittern für ihre Macht und ihr Gold, können vielleicht, nach den Verträgen, die ihrer Schwäche abgezwungen wurden, auch zum Keußersten sich nicht entschließen; doch sie werden uns danken, wenn wir an ihrer Statt handeln, und die fernsten Enkel noch werden das Andenken der Kämpfer für Glauben und Vaterland segnen. Schaaren wir uns zusammen, Mann für Mann. Weg mit den trennenden Sektennamen! Ihr Alle habt zum Ringen, zum Streitspiel die Glieder geübt. Jetzt gilt es mehr als ein Spiel. Nicht an Raub, nicht an Rebellion denke ich. Den Trägern und

Schützern unseres ehrwürdigen Reiches soll kein Haar gekrümmt, keines Einheimischen, im Glauben Festen Habe soll angetastet werden. Nur frei wollen wir wieder sein, nicht frei vom erbten Gesetz, sondern von fremder Willkür. Unser eigenes Leben wollen wir zurückgewinnen, unseren Glauben und unseren Boden vor Verunreinigung schützen. Gewalt ward uns angethan, mit Gewalt wollen wir vergelten. Kein Erbarmen, gegen Priester nicht und erst recht nicht gegen Händler; und wenn der Krieger geschulte Schaar uns, denen europäische Nordwerkzeuge fehlen, niederzwingt, dann sterben wir freudig fürs Vaterland. An Zahl sind wir die Stärksten; wenn wir in der Masse die Flamme entfachen, können die Weißen Teufel uns nicht widerstehen.

So sprach ich zu den Brüdern. Und so entstand, da sie meinem Ruf folgten, „Die Faust des Patriotismus und des Friedens“, der große Jugendbund, den der Feind jetzt unter dem Namen der Boyer kennt. Dein erhabener Sinn mag mir glauben: nichts Ungerechtes ward von uns verübt und nichts haben wir mit Dieben und Mordbrennern, mit schlechten Unterthanen des Himmelssohnes und mit Rebellen gemein. Und auch Dieses darf Deine Hoheit mir glauben, daß unser Handeln die Barbarenvölker nicht mit Schrecken nur, nein, auch mit Achtung erfüllen wird. Wir thun, was sie so oft thaten; und sie wissen, daß auf die Dauer solche Volkserhebung unüberwindlich ist. In ihren Spielhäusern lauschte ich einem Gedicht, einem Sang der Greise, die alle Mannbaren mahnten, endlich, nachdem sie Jahre lang nach der Götter Lehre sich im Verzeihen geübt hätten, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. In ihren Trinkstuben und Festsälen wurde mir im Ton seligen Stolzes von den Vereinen der Turner erzählt, die in harter Zeit, ohne auf den Ruf des Königs zu harren, aufstanden und mit allen Waffen der List und der Kraft dem Eroberer in die Flanke fielen. Und vor wenigen Tagen noch schrieb ein deutscher Freund mir von drüben, wie mächtig in allen Ländern Europas jetzt die Begeisterung für ein kleines Volk sei, das, ganz allein, nur auf sich selbst gestellt, gegen einen an Gold und Wehrknechten reichen Bedränger den Kampf um die Freiheit gewagt habe. Was dieses Häuflein im dunklen Afrika that, sollten Millionen im hellen Reich der Erdmitte scheuen? Und die Freunde der Freiheit und des Rechtes, die den Bauernstamm bewundern, sollten uns zürnen, weil wir wider ehrfurchtlose Eindringlinge zum letzten Mittel der Nothwehr greifen?

Deiner Hoheit Glanz wolle nicht in purpurnem Zorn leuchten

Deinem gehorsamen Diener

Wang-Hai-Tsu.

Humanität und Christenthum.*)

Nach lasse bei meiner Betrachtung die geheimnißvolle Person Jesu aus dem Spiel und halte mich an das Urchristenthum. Auch auf eine Charakteristik der drei oder vier verschiedenen Ketzengmata, die im Neuen Testament vertreten sind, das petrinische, das paulinische, das johanneische und das des Lukas, will ich hier nicht eingehen: ich nehme das Neue Testament als ein Ganzes. Dieses Ganze deckt sich zum Theil mit der griechischen Philosophie und Humanität, zum Theil enthält es ungriegische, orientalische Bestandtheile, die je nach den Umständen die Humanität fördern oder ihr feindlich entgegentreten können. Die Ethik des Neuen Testaments ist keine andere als die griechische; auch die feineren Grundsätze, die von Theologen als spezifisch christlich gepriesen werden, findet man allesammt bei den Philosophen der verschiedenen von Sokrates ausgegangenen Schulen: die Verachtung der irdischen Güter, die Werthschätzung eines einfachen Lebens in vollkommener Armuth, die Liebe zu den Seelen, die Sorge für die eigene Seele, die Lehre, daß schon die Gesinnung, nicht erst die That das Urtheil über Güte oder Schlechtigkeit des Charakters, über Schuld oder Unschuld begründe, die Lehre, daß Unrecht zu leiden besser sei als Unrecht zu thun und daß alle Menschen — die Barbaren und die Sklaven einbegriffen — Brüder seien. Die christliche Ethik ist schon so oft aus Sprüchen der alten Philosophen zusammengestellt worden, daß ich nicht nöthig habe, diese Arbeit noch einmal zu thun. Nur die Feindesliebe ist ungriegisch; eben so das Gebot, Dem, der uns auf die rechte Wange geschlagen hat, auch die linke darzureichen. Aber dieser Grundsatz kommt außer in der Bibel bloß in theologischen Büchern, in Predigten und in Heiligenlegenden vor; im Leben haben es auch die besten Christen immer so gehalten wie die alten Griechen: sie haben ihren Freunden Gutes erwiesen und ihren Feinden geschadet. Ich sage: die besten Christen, denn die weniger guten erweisen nicht einmal ihren Freunden — Das heißt zunächst: ihrem Weibe und ihren Kindern oder Eltern — Gutes; und wenn mir Einer entgegnet: Ja, aber Feindesliebe und Verlangen nach Ohrfeigen sei doch wenigstens christliches Ideal, so sage ich ihm: Deins ist es nicht, lieber Freund, und wenn Du Dir vorredest, es sei Dein Ideal, so belügt Du Dich. Aber auch die drei christlichen Kerndogmen: die Einheit Gottes, seine Weltregierung und väterliche Fürsorge und die persönliche Fortdauer nach dem Tode, sind Produkte der griechischen Philosophie.

Was nun der Orient hinzugethan hat, Das war nothwendig, um den Inhalt des griechischen Geisteslebens für spätere Geschlechter zu retten.

*) S. „Zukunft“ vom siebenundzwanzigsten Januar 1900.

Zunächst war es der Monotheismus, nicht als philosophische Speculation, sondern als Volksglaube. Die antike Welt ist geistig zu Grunde gegangen an dem Widerspruch zwischen Volksreligion und Philosophie. Für ein Volk, das auf der Stufe kindlicher Weltanschauung stand, war die griechische Religion die denkbar beste. Nachdem aber die eine das Universum beherrschende Kausalität erkannt war, konnten die Gebildeten wenigstens nicht mehr mit gutem Gewissen zum wolkenfammelnden Zeus und zum Erderschütterer Poseidon beten. Nietzsche hat ganz Recht mit der Behauptung, Sokrates sei kein rechter Grieche mehr gewesen; er übersieht nur, abgesehen von seinen Uebertreibungen, daß es für die Männer der perikleischen Zeit ein Ding der Unmöglichkeit war, homerische Griechen zu sein. Von Anaxagoras an, der die Weltvernunft entdeckte, war für den gebildeten Mann keine andere Religion mehr möglich als der Monotheismus; und da die Griechen und Römer von ihrem Polytheismus nicht loskommen konnten, so mußten sie untergehen, ihre Geistesgeschöpfungen aber konnten den Völkern der Zukunft nur in der Hülle jener monotheistischen Religion übermittelt werden, die die griechische Philosophie in sich aufgenommen hatte. Sie war diesem großen Werk um so mehr gewachsen, als sie das Nothwendigste in wenigen kleinen Schriften zusammenfaßte, die, mit Ausnahme des vierten Evangeliums und des dogmatischen Theiles der paulinischen Briefe, alle Philosophenschriften der alten Welt an Gemeinverständlichkeit und anmuthender Herzlichkeit übertreffen. Der Ursprung des Christenthumes aus dem Judenthum bot dann die Möglichkeit dar, für die Aufbewahrung und den Transport des köstlichen Inhalts ein Gefäß zu bilden, das die Staaten und ihre Wandlungen überdauerte: die Kirche. Während bei den übrigen Völkern die Religion mit dem Staate stand und fiel, besaßen die Juden in ihren Diaspora- und Proselytengemeinden eine vom Staate unabhängige Organisation des Religionwesens; und von diesen ihren Gemeinden konnten sich die christlichen abzweigen. Daß Dieses wirklich geschah, war dem Glauben an die Erlöserendung Jesu zu danken, die durch seine Auferstehung beglaubigt schien und die die Apostel antrieb, das Heil allen Menschen zu bringen. Zugleich ward der Glaube ans Jenseits, der, wie man unter Anderem aus dem somnium Scipionis sieht, schon auf einzelne hervorragende Männer als Triebfeder zu sittlichem Handeln gewirkt hatte, eine solche für die Massen. Endlich enthielt das Urchristenthum ein mächtiges persönliches Element, das den Hellenen abging. Diese haben keinen Mann besessen, der wie Jesus herumgegangen wäre, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, und sie haben kein Schriftdenkmal aufzuweisen, das sich dem dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes vergleichen ließe, dem Hymnus auf die Liebe, die als das allein Werthvolle, als das allein Ewige gefeiert wird, so daß der Weiseste, der sie nicht hat, nur ein tönendes

Erz und eine klingende Schelle ist. An die Stelle der kühlen, heiteren Menschenfreundlichkeit der Hellenen tritt die Bluth leidenschaftlicher Liebe und an die Stelle jener vornehmen Zurückhaltung, die Jeden nach seiner Fassung selig werden läßt und sich unberufen in Niemandes Angelegenheiten einmischet, eine warmherzige Fürsorge für Alle, die der Liebende nur irgend erreichen kann, eine Fürsorge übrigens, die, um gleich hier schon an die Rehrseite zu erinnern, nicht allein durch ihre Zubringlichkeit leicht lästig wird, sondern im blinden Eifer unsägliches Unheil anrichtet.

Jedermann sieht ein, daß diese orientalischen Bestandtheile geeignet sind, die Humanität in mehrfacher Weise zu fördern. Vor Allem die Humanität im engeren Sinne, da das *neminem laedo* nicht bloß bestätigt, sondern überdies die strenge Pflicht eingeschärft wird, allen Menschen ohne Ausnahme thätiges Erbarmen zu erweisen. Die Ausbreitung des Wissens aber macht der Monotheismus als Volksglaube erst möglich. Alle Ergebnisse der griechischen Naturforschung mußten unfruchtbar bleiben, weil in einem polytheistischen Volke der Kausalitätgedanke nicht zur Herrschaft gelangen kann. Ob der eine Weltgrund, nachdem er einmal vom ganzen Volke anerkannt ist, persönlich oder unpersönlich vorgestellt wird, Das ist für die Naturwissenschaften gleichgiltig. Endlich geht auch die Aesthetik nicht leer aus, denn eine wahrhaft christliche — Das heißt: eine lautere und liebende — Seele ohne Falsch ist eine Schöne Seele. Einer meiner Lehrer sagte einmal: Ein Heiliger, mag er auch von niedriger Abkunft sein und immer unter gemeinen Leuten gelebt haben, wird sich auch in der vornehmsten Gesellschaft nie unpassend benehmen. Das ist richtig, wenn man einen Heiligen im Sinne jenes edlen Mannes meint. Der wird, mit Goethe und Bismarck zu reden, die Höflichkeit des Herzens üben; er wird sich keine Handlung, keine Geberde, keine Miene und keine Aeußerung gestatten, die verletzen oder belästigen könnte, und er wird, ohne je im Leben einen Anstandskursus durchgemacht zu haben, nicht bloß der schönen jungen Dame, sondern auch der häßlichen alten Klatschschwester und dem buckligen Greise das heruntergefallene Taschentuch aufheben.

Gewiß hat nun das Christenthum diese heilsamen Wirkungen in millionen Fällen hervorgebracht; aber leider enthalten seine orientalischen Bestandtheile auch die Möglichkeit einer Wirkung in entgegengesetzter Richtung, — und die tritt in der Weltgeschichte weit auffälliger hervor als die wohlthätige. Die Geringschätzung der irdischen Güter ist in Geringschätzung des Schönen und jeder irdischen Thätigkeit ausgeartet und hat die Entfaltung der Künste und der Industrie zeit- und stellenweise gehemmt. Die übertriebene Sorge ums Seelenheil und eine kindische Furcht vor der Sünde haben unzählige begabte Menschen an der vollen Entfaltung ihrer Anlagen und Kräfte gehindert und sie zu schwindfüchtigen Seelenkrüppeln gemacht. Niemals wird der wahrhaft

humane Mann eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit, eine bewußte Ungerechtigkeit verüben; aber vor der Sünde soll er sich nicht fürchten, denn wer einmal von dieser Angst ergriffen wird, Der magt zuletzt nicht mehr, seine Sinne, seine Hände und Füße zu gebrauchen. Kann man doch keinen Schritt auf der Wiese thun, ohne Würmlein zu zertreten, und keinen Schritt im Leben, ohne Hähneraugen zu verletzen, und kann man doch nicht um sich blicken, ohne viel Schönes zu sehen, wovon man dann natürlich auch Manches für sich begehrt. Ist ferner zwar eine monotheistische Volksreligion Grundbedingung für das Eindringen der Naturwissenschaften ins Volk, so ist der einfache Monothetismus doch bekanntlich oft genug von einem Dogmengestrüpp überwuchert worden, das die keimenden Wissenschaften erstickt hat. Endlich ist die heilige Flamme christlicher Liebe in unedlen und abergläubigen Seelen zur unheimlichen Gluth des Fanatismus geworden und die christliche Seelentröterei hat mehr Uebel über die Menschheit gebracht als alle Habsucht, Nachsucht und sonstige böse Leidenschaft der Heiden. Aus dem tiefsten und reinsten Quell der Humanität, der im Evangelium fließt, haben Unverstand und Bosheit einen Giftpfuhl teuflischer Inhumanität gemacht.

Die Wirkungen des Christenthums hängen, wie die jeder andern Kraft, von der Beschaffenheit des Mediums ab. In unedlen Völkern vermag auch das Christenthum nur Zerbilder seiner Ideale hervorzubringen, und wenn die Körperschaft, die mit der Verwaltung des Schazes der christlichen Ideen betraut ist, deren besten Theil unterschlägt, so stiftet der übrige Theil nichts als Unheil. Zunächst wurde die Kirche im byzantinischen Reiche Staatsreligion. Das europäisch-orientalische Völkergemisch dieses Reiches, von Despoten regirt, die den orientalischen Herrscherpeunt, das orientalische Hofceremoniell und die orientalischen Kriminalprozeduren nach Europa verpflanzten, redete zwar griechisch, hatte aber kein Fänklein hellenischen Geistes mehr in sich und war unfähig, den Geist des Neuen Testaments zu verstehen. Das Einzige, was vom Griechenthum übrig geblieben war, die streitsüchtige Dialektik, machte das kirchliche Leben zu einem unaufhörlichen widerwärtigen Dogmengezänk; und für angeblich christliche Zwecke, zur Verfolgung der Ketzer, wurde nun ein Theil des Gräuelpapparates verwandt, den die Byzantiner aus Asien einschleppten. Schon unter Valentinian und Valens sollen die Richter neue, bis dahin unerhörte Folterqualen erfunden haben, und wie es dann später in Byzanz zugegangen ist mit Augenausstechen und Nasenabschneiden, Das weiß ja Jedermann. Nur an einen Punkt soll erinnert werden, den Gibbon besonders hervorhebt. Die orientalische Unsitte des Entmannens haben die echten Griechen niemals mitgemacht. Als Rom nicht mehr das Rom der Römer war, riß dieser orientalische Unsug dort ein; aber Byzanz blieb es vork behalten, Eunuchen an die Spitze von Kriegsheeren zu stellen und auf

Ministeressel zu erheben. Von den verächtlichsten aller Geschöpfe, von Menschen, die weder Männer noch Weiber, daher auch keine Menschen mehr waren, hat sich das christlich genannte Hyzanz regiren lassen. Sein ästhetisches Ideal waren von Gold und Edelsteinen strogende Königspuppen und seine wissenschaftlichen Leistungen bestanden in geistlosen Kompilationen.

Die Germanen, die den Grundstock der eigentlich europäischen Bevölkerung zu bilden anfangen, waren Arier, Blutsverwandte der Hellenen und der Humanität fähig. Zart besaitete Schöne Seelen konnten sie freilich in einer wilden Zeit nicht sein und die Priesterinnen der Cimbern, die die Kriegsgefangenen wie Rälber abschlachten, entsprechen wenig unserem Ideal holder Weiblichkeit; aber ausgesprochene Neigung zu orientalischen Grausamkeiten tritt bei den Germanen im Allgemeinen nicht hervor, dagegen Empfänglichkeit für die antike Kultur und das Christenthum. Daß dieses in der Gestalt eines königlich waltenden Priesterthumes auftrat und daß seine reinen Ideen, seine zarten Empfindungen, eben so wie die Reste der klassischen Poesie, nur als kümmerliche Pflänzlein im Verborgenen blühten, Das war nun einmal nicht anders möglich. Man fühlt sich gerührt, wenn man in dieser Wildniß auf so ein Pflänzlein stößt, zum Beispiel auf Anselm von Canterbury, wie er einem Klosterabt eine pädagogische Lektion erteilt. Dieser brave und pflichteifrige Mann hatte über die Roheit, den Stumpfsinn und die Unbotmäßigkeit seiner Schüler geklagt. Anselm fragte, welche Mittel er gegen diese Uebel anwende, und Jener antwortet, er prügte die Burschen Tag und Nacht. Wie das Mittel anschlage? Sie würden ärger als das Vieh. Schlimm, daß Ihr aus Menschen Vieh macht! Wir machen sie doch nicht viehisch, wir zwingen sie ja auf alle Weise, gut zu werden. Ja wohl, Ihr! antwortete Anselm und zeigte ihm, daß sich das Gute nicht erzwingen lasse, sondern bei verständiger Pflege von selbst wachse wie die Obstbäume. Wie sich nach und nach Künste und Wissenschaften aus der Barbarei hervorgearbeitet haben, namentlich seitdem man zu den Alten förmlich in die Schule ging, wie aber die sittliche, die Herzenskultur durch unaufhörliche blutige Fehden, durch barbarische Ketzerverfolgung und durch die Verwilderung der Hierarchie aufgehalten wurde: Das ist bekannt.

Nicht so allgemein bekannt aber ist, auf welchen Tiefstand die Herzenskultur nach der Reformation hinabsank. Jener herrliche Jüngling, der den Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen in die Welt gesandt hatte, er ist im Blute des Bauernkrieges ertrunken und spurlos untergegangen. Auch nicht ein kümmerliches Restlein von ihm ist der folgenden Zeit als wirksame Kraft erhalten geblieben. Zwei volle Jahrhunderte hat, unterstützt von dem finsternen, kalt fanatischen Kalvin, der andere Luther gewaltet: der jorwmüthige Mann, der maßlos gegen Andersdenkende tobte, der eigenstünne

dogmatische Jänker, der abergläubige Mönch, der sich rings von Teufeln umgeben sah. Was in unserem Jahrhundert Großes und Schönes geleistet wird im protestantischen Norden, Das ist nicht von Luther ausgegangen, sondern von den Naturforschern, Philosophen und Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts. Jenem fanatischen Protestantismus nun trat der nicht minder fanatische, vom Geiste der Inquisition besetzte Neukatholizismus entgegen und theils im Kampfe, theils im unedlen Wettstreit mit einander haben Beide die Barbarei der Religionskriege, der Folter, der qualifizirten Todesstrafe und der Hexenprozesse — nicht hervorgebracht, denn diese Gräueltaten waren alle schon im Mittelalter verübt worden, aber — zu einem so unerträglichem Grad und Umfang gesteigert, daß jene zweihundert Jahre hindurch ganz Europa in eine Hölle verwandelt war, und zwar der germanische Norden in noch höherem Grade als der romanische Süden. An die Gräueltaten der damaligen Hinrichtungen, der Folterungen und der Hexenprozesse habe ich im achtzehnten Kapitel der „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ durch Mittheilung einiger Einzelheiten erinnert. Ich will diese Einzelheiten nicht wiederholen; aber wo von den Beziehungen des Christenthumes zur Humanität gehandelt wird, da ist es unumgänglich notwendig, wenigstens Dieses zu sagen: daß die Hexenprozesse nicht etwa nur hier und da einmal vorkamen, sondern daß sich manche Ortschaft statt mit einer Promenade mit einem Walde halbverbrannter Pfähle uahgab, an deren jedem eine Hexe gestorben war, daß die Folterung für manche Richter und Rathsherren ein Fest war und daß sie manchmal berauscht einschließen, während die in der Folter Hängenden um Jesu willen um einen Tropfen Wasser baten. Daß es sie sehr verdroß, wenn „der Teufel“ ihnen durch den Tod eines in die Folter Gespannten das Vergnügen verkürzte, und daß um hohen Lohn Foltermeister gesucht wurden, die die Kunst verstanden, ihre Opfer Monate lang zu peinigen, ohne ihnen das Lebenslicht auszublafen; daß es schlechterdings nichts in der Welt gab, auch einen hervorragend frommen und rechtschaffenen Lebenswandel nicht ausgenommen, was nicht als Vorwand zu einer Anklage wegen Hexerei benutzt worden wäre, daß ein Geistlicher, der mehr als zweihundert Hexen zum Scheiterhaufen geführt hatte, sich der Kriegslust rühmte, mit der er die Unglücklichen zum Geständniß ihrer angeblichen Verbindung mit dem Teufel schon vor der Folter zu bringen pflegte, die ihnen aber trotzdem nicht erspart blieb, und daß ein großer Rechtsgelehrter die Richter zur Ausübung solcher sogenannten Pflichten ermunterte, ihre Zweifel wegen Zulässigkeit der Folter und der Todesstrafe bei ganz jungen Kindern widerlegte, sich die Namen solcher „zu fangenden Fischelein“ auf seine Schreibtafel notirte und den Marter- und Henkerszenen mit Behagen und thätiger Theilnahme beivohnte. Es muß auch daran erinnert werden, daß nicht bloß die Nordluft und Grausamkeit alles Dagegewesene übertraf, sondern

daß auch kein heidnisches Volk Etwas aufzuweisen hat, das sich an frecher Schamlosigkeit und Entweihung des Jungfrauenleibes mit der Prozedur des Suchens nach dem Hexenzeichen vergleichen läßt. Man hat die Hexenrichter durch die Vermuthung, den Anklagen hätten Thatfachen zu Grunde gelegen, ein Wenig rein zu waschen versucht. Aber abgesehen davon, daß noch so arge geschlechtliche Vergehungen jener Frauen, Mädchen und Kinder weder die Folter, noch den Feuertod noch die Unvernunft des ganzen Verfahrens zu rechtfertigen vermöchten, hat schon Karl Adolf Menzel, dem ich bei meinen Darstellungen dieser dunkelsten Partie der europäischen Geschichte folge, aufs Klarste bewiesen, daß von einer solchen Entschuldigung überhaupt keine Rede sein kann. Es sei ja denkbar, daß sich wollüstige Weiber durch Narkotika wollüstige Träume zu verschaffen gesucht hätten — eine Salbe würde diese Wirkung schwerlich hervorgebracht haben —, es sei auch möglich, daß Männer unter der Maske des Teufels Weiber verführt, vielleicht sogar in Häusern oder Wäldern Orgien veranstaltet hätten; aber in den bekannt gewordenen Akten finde man keine Angabe, die auf eine Entdeckung solcher Zusammenkünfte hinwiese. Daß die Gräueltaten der Religionskriege alles vorher Dagewesene übertroffen haben, war schon von älteren Autoren bemerkt worden, so zum Beispiel von dem Ritter von Folard, der in seinen militärwissenschaftlichen Anmerkungen zum Polybius bei der Erzählung des karthagischen Söldnerkrieges die Ansicht ausspricht, selbst die in jenem Kriege verübten Gräueltaten reichten nicht an Das heran, was die französischen Katholiken und Calvinisten einander zugefügt hätten, und seine Meinung durch ausführliche Erzählung einiger Fälle stützt. Menzel aber, ein gewissenhafter, besonnener, kritischer Forscher, der noch dazu ein gläubiger evangelischer Christ und preussischer Schulrath gewesen ist — nicht zu verwechseln mit dem weniger gewissenhaften Vielschreiber Wolfgang Menzel, der übrigens die *partis honteuse* des Reformationszeitalters ebenfalls hervorhebt —, Menzel gesteht offen, daß die Gräueltaten der spanischen Inquisition hinter denen der deutschen Hexenprozesse zurückbleiben, daß sich das Schlimmste von Dem, was die Türken verübt haben, damit gar nicht vergleichen lasse und daß sich die französischen Schreckensmänner das Verdienst erworben haben, mit der Guillotine die schändlichen Verstümmelungen und Entweihungen des Menschenleibes, die bis dahin bei Hinrichtungen üblich waren, ein Ende gemacht zu haben. Ich habe einmal ausführlich den Segen der Kirchenspaltung dargelegt. Hier muß ich an ihren Unsegen erinnern, der nicht blos darin besteht, daß der in zwei, ja, drei Lager gespaltene Fanatismus einen Wetteifer der Unvernunft und Grausamkeit erzeugt hat, sondern der auch noch insofern bis in unsere Zeit fortwirkt, als er die Unwahrhaftigkeit in der Geschichtschreibung sozusagen obligatorisch gemacht hat. Nun kommt ja der Unbefangene, der die Darlegungen beider

Parteien liebt, materiell leidlich auf seine Rechnung, da die Historiker jeder Konfession die Schandthaten der gegnerischen erzählen, wenn auch die so entstehenden zwei Hälften der historischen Wahrheit, denen das vereinigende innere Band fehlt, noch kein Ganzes geben. Aber über die Hexenprozesse, an denen beide Parteien gleich stark theilhaftig sind, pflegen beide meistens schweigend hinwegzuschlüpfen. Es ist anzuerkennen, daß neuere allgemeine Weltgeschichten von protestantischen Verfassern die Hexenprozesse als eine großartige Verirrung beider Konfessionen schildern und die Mitschuld der Protestanten gebührend hervor heben, aber Einzelheiten theilen sie aus gerechtfertigter Rücksicht auf ihren Leserkreis nicht mit. Gerade deren Kenntniß jedoch ist den leitenden Geistern der Nation unbedingt nothwendig. Denn diese Einzelheiten bilden den erschütternden welthistorischen Beweis dafür, daß uns das Christenthum für sich allein die Humanität nicht zu sichern vermag, ja, daß sogar die einseitige Hervorhebung des Dogmatischen im Christenthum zweimal, in Pflanzung vom vierten bis zum achten Jahrhundert und im germanischen Norden vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die betroffenen Völker in den ärgsten Paroxysmus teuflischer Unmenschlichkeit gestürzt hat, den wir überhaupt kennen. Und daraus haben die führenden Geister die Folgerung zu ziehen, daß uns, wenn auch nicht gerade die Wiederkehr der Hexenprozesse, so doch sehr traurige Zustände bereitet werden würden, falls einmal ein Konfessorium von fanatischen Priestern, bigotten Weibern, abergläubigen Mönchen, Bauern und verschrobenen Juristen das Heft in die Hand bekäme.

Fügen wir hinzu, daß in der Christenheit auch noch ein anderer Bestandtheil der antiken Humanität zu Schaden gekommen ist: die schlichte Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit der Alten. Zuerst hat die Wundersucht jene Art von unschuldiger Verlogenheit erzeugt, die den Orientalen und allen phantasievollen Kindern eigen ist und die daher rührt, daß sie die Gebilde ihrer Phantasie von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können. Dann hat die Hierarchie den byzantinisch-orientalischen Würdekult sammt Titelwesen in Mittel- und Westeuropa eingeschleppt und alle Fürstenhöfe damit angefüllt. Höfisch und Verlogen ist dadurch ein Ding geworden. Endlich nöthigen die unerfüllbaren Moralsvorschriften, mit denen die Kirche in mißverständlicher Auslegung des Neuen Testaments Alle bindet, dazu, den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis durch Heuchelei zu verdecken. Und zuletzt hat die konfessionelle Spaltung durch die Nöthigung, einander in Scheintugend zu überbieten, die Heuchelei auf die Spitze getrieben. Aesthetisch tritt die Lüge als Schwalz, Perrücke und Reifrock auf.

Es ist die Rückkehr zu den Alten gewesen, was Lessing und Wieland, Goethe und Schiller, Kant und Friedrich den Großen befähigt hat, die Barbarei zu überwinden und aus sogenannten Christen wieder Menschen zu

machen. Ein Wunder ist es zu nennen und ein Beweis für die unverwundliche Güte der Menschennatur — und der deutschen Natur im Besonderen —, daß sie unverändert und unverdorben wieder hervortrat und aufblühte, sobald das dämonische Fieber ausgetobt hatte, von dem allerdings eigentlich nur die gelehrten Stände ergriffen worden waren. Nun erst kam das negative Verdienst der Reformation, die Befreiung von den Fesseln des Papatthumes, bei den protestantischen Nationen zur Geltung; nun konnte auch Luthers besserer Theil ausgegraben und wiederbelebt werden und konnten edle Geistliche beider Konfessionen das echte: das humane Christenthum pflegen. Nur der protestantische Theil der deutschen Schweiz scheint einen so furchtbaren Zusammenbruch seines Geisteslebens nicht erlitten und demnach auch einen Neuanfang nicht nöthig gehabt, sondern sich stetig fortentwickelt zu haben, dank der Nüchternheit seines Volkes und der heiteren, klaren, verständigen, mit dem Geiste der Alten genährten Seele seines Zwingli.

Den Christenglauben und die Einrichtungen der Kirche kann die Menschheit nicht entbehren. Nicht etwa um der ewigen Seligkeit willen oder weil das Quantum von Moralität, das der Staat braucht, ohne Christenthum nicht zu erzielen wäre, sondern aus zwei anderen Gründen. Erstens: weil der Trost in Unglück und Elend, den Millionen nöthig haben, wenn sie nicht verzweifeln sollen, anderswoher nicht genommen werden kann. Die Hoffnung auf das Tausendjährige Proletariereich hat ja einigen hunderttausend deutschen Armen drei Jahrzehnte lang einen sehr guten und sogar für die Gesamtheit, die er zu sozialen Verbesserungen gezwungen hat, sehr nützlichen Ersatz geboten. Aber die Arbeiter fangen doch schon an, einzusehen, daß auch dieser angeblich wissenschaftliche Sozialismus ihnen nur eine Utopie vorgemalt hat, und wenn Das Allen klar geworden und jede Hoffnung auf die Verwirklichung des Zukunftsstaates geschwunden sein wird, dann hat dessen Vorstellung seine tröstende Kraft verloren. Zweitens bedarf der Mensch, wofern er nicht eine stumpfsinnige Bestie oder ein unzurechnungsfähiger Faselhans ist, einer festen Weltansicht, eines geistigen Planetensystems, worin er seiner Seele Ort, Bahn und Ziel angewiesen sieht. Fehlt sie, so wird der Mensch schwindlig, fängt an, zu taumeln, und verfällt auch leicht der moral insanity. Eine solche Weltansicht kann Einem nun natürlich weder das Reichsmarineamt noch der Staatssekretär des Auswärtigen noch der preussische Minister des Innern liefern — denn die antike Welt, in der Staat und Religion zusammenfielen, ist untergegangen —, sondern nur die Religion. Sie allein ist für Alle; eine Philosophie dient nur dem einen Philosophen, der sie sich erfindet. Der Tagelöhner, der Kaufmann, der Aktenreiber: sie Alle haben keine Zeit, sich eine Philosophie zu erfinden. Außer der christlichen Religion ist nun aber keine andere möglich; ihre kirchlichen Erscheinung-

formen sind stets der Verbesserung bedürftig und können durch andere Formen ersetzt werden, aber für sie selbst giebt es keinen Ersatz, denn der neblige Wolkhalm läßt sich so wenig noch einmal zum Leben erwecken wie der sonnige Olymp oder das würdige Kollegium der römischen Staatsgötter. Wir thun gut daran, unsere Jugend durch die heitere Welt der Odyssee einzuführen in die gar nicht heitere Weltgeschichte, aber wir dürfen ihr die homerischen Götter nicht als Wirklichkeiten vorführen, — was nebenbei bemerkt, nicht einmal ziehen würde, denn unsere Jungen, die in diesem Punkte schon mit sechs Jahren keine Kinder mehr sind, würden uns nicht glauben. Also: daß wir das Christenthum als Volksreligion festhalten, versteht sich von selbst. Aber soll uns das Menschliche im Christenthum nicht wieder abhanden kommen, so dürfen wir das Griechenthum nicht fahren lassen, durch das unsere Geistesheroen im vorigen Jahrhundert das Unmenschenthum überwunden haben, wie der wohlthätige Heros der Griechen die Ungeheuer der Urzeit, wie der olympische Zeus die erdgeborenen Titanen und wie das Hellas der klassischen Zeit die Barbarei des Orients überwunden hat. Wie zum Neuen Testament, wenn wir nicht verzweifeln wollen, so müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren, wenn wir Menschen bleiben wollen, denn nirgends ist der Mensch so rein zu finden wie dort, wo er zuerst entdeckt worden ist.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Karriere.

Als Gabriel Kolczynski neunzehn Jahre alt geworden war, kam die lange schon latente Empfindung bei ihm zum Durchbruch, daß er zum Buchhändler so wenig taugte wie ein Egel zum Taschentuch. Dieser Vergleich war von ihm selbst. Denn Gabriel Kolczynski war ein ganz moderner Mensch und als solcher liebte er starke Ausdrücke und originelle Wendungen. So war zum Beispiel „Kulturknirps“ ein Lieblingswort von ihm, das er auf Goethe nicht minder oft anwandte als auf den jüngsten Lehrling der Firma Paul Clesius & Co., Sortiment und Antiquariat. Bei so eigen gearteter, über das Dugend-Menschthum hinausragender Anlage war es begreiflich, daß seine Feuerseele in der Thätigkeit eines Buchhandlungsgehilfen keine Befriedigung fand; ja, diese Thätigkeit war in der letzten Zeit sogar mit gewissen Gefahren für ihn verbunden.

Seiner impulsiven Natur fehlte die Sklaventreue und Kuli-Indifferenz, um es widerspruchlos zu ertragen, wenn ein sonst guter Kunde Niezsche nur für einen Dichter oder Dehmel für ein verdrehtes Heft erklärte. Schon oft hatte er mit flammenden Augen Protest eingelegt gegen Sakrilegien dieser Art. Leider war dann immer der Chef hinzutreten, hatte den Messias der Moderne mit seinem Bourgeoisbauch in den Hintergrund gedrängt und dem Kunden lächelnd zu verstehen gegeben, daß der junge Mann im Grunde ein großer Schafskopf sei.

Das berührte Gabriel Kolczynski natürlich unangenehm. Aber er hatte bisher noch nicht recht zu remonstriren gewagt. Er stand immerhin noch unter dem Banu jener kleinbürgerlichen Begriffe, die die verwitwete Frau Steuerkontroleur Valeria Kolczynska in Znowraglaw ihrem Sohne nebst drei hartgekochten Eiern und mehreren Butterbrotten ans Herz gelegt hatte, als er in die große Stadt abreiste. Davon konnte er sich nicht so schnell losringen, — wenigstens nicht ganz so schnell, wie aus dem in Latein und Mathematik mächtig begabten und daher zweimal sitzen gebliebenen Schüler der Sekunda ein „ganz moderner Mensch“ geworden war. Mit einem Fuß, mein: mit einer Zehe noch stand er auf dem theoretisch längst überwundenen Standpunkt, daß eine Gesellschaft, die zu Henry George und Bellamy noch nicht herangereift sei, von ihren Mitgliedern eine feste Position auf irgend einem Arbeitsgebiet fordern müsse.

Aber wie mehr oder weniger alle bedeutenden Menschen durch einen Zufall der dürrn Alltäglichkeit entrunnen und auf den Humus verpflanzt wurden, der dann ihre göttlichen Gaben triebkräftig zur Blüthe gebracht hat, so wurde endlich auch Gabriel erlöst. Es war gerade an seinem neunzehnten Geburtstage. Wie alle Kraftnaturen, ignorirte er für seine Person diesen Tag, überhaupt alle Zufälligkeitseste, vollkommen. Daß ihm die Mama neue Hosenträger, zwei Paar selbstgestrickte wollene Socken und einen Posten von jenen Schmalzkruchen geschickt hatte, die er wirklich gern aß, als er noch kein moderner Mensch war, empfand er zwar als etwas recht Subalternes. Das hinderte ihn aber nicht, sämtliche Kruchen auf einen Sitz herunterzuschlingen, so daß er schon mit einer merklichen inneren Verstimmung ins Geschäft ging.

Nachdem er dort das befremdete Mißfallen seines Chefs erregt und einige grobe Redensarten seiner Kollegen veranlaßt hatte, war er gerade im Begriff, in seinem dunklen Drange des rechten Zieles bewußt zu werden, als die ältere Schwester eines Superintendenten eintrat, um sich aus der Leihbibliothek für den morgigen christlichen Sonntag „etwas Nettes“ zum Lesen zu holen. Gabriel Kolczynski hatte ein Interesse daran, weder auf die Leiter zu klettern noch auch sich viel zu bücken. So nahm er denn einen der nächststehenden Bände, notirte die Nummer, wickelte das Buch fein säuberlich in Papier und legte ein Gummibändchen darum. Die würdige Dame schwamm ab, mit Oia Hanssons „Sensitiva Amorosa“. Gabriel hatte gerade noch so viel Zeit, unter tiefer Verbeugung hinter ihr die Thür zu schließen. Als es sich nach zwei Stunden, gleich hinter einem Besuch des Herrn Superintendenten, unter den Chefs der Buchhandlung Paul Cefus & Co. um die Frage handelte, ob Gabriel Kolczynski zu rädern, zu viertheilen oder durch heißes Pech und Schwefel vom Leben zum Tode zu bringen sei, da eben kam unserem modernen Menschen die Ueberzeugung, daß er zum Buchhändler so wenig taugt wie ein Zigel zum Taschentuch. Stehenden

Fußes trat er nun aus der dünnen Alltäglichkeit seiner Sortimenters-Laufbahn auf den saftstropfenden Humus und wurde — wie jeder gangmoderne Mensch — Literat.

Ueber einige der vornehmsten Erfordernisse seines neuen Berufes verfügte Gabriel in zureichendem Maße. Er hatte die gründliche Verachtung der gesammten vor 1890 entstandenen Literatur; außerdem besaß er zwei Schlipse mit langflatternden Enden und . . . kein Geld. So war es denn verständlich, daß Gabriel Kolczynski gleich in den ersten zwei Wochen seiner literarischen Laufbahn in den Kreisen seiner Kaffeehausbekannten als „hochtalentirt“ galt und daß man Hervorragendes von ihm erwartete. Das erwartete Gabriel von sich auch. Aber die Zwischenzeit bis dahin war doch eigentlich ekelhaft.

So lange die 75 Mark reichten, die die Firma Clefus ihrem Gehilfen in dankbarer Anerkennung seines beschleunigten Austrittes für den vollen Monat baar entrichtet hatte, war die wirtschaftliche Unabhängigkeit sehr angenehm. Aber schon nach acht Tagen empfand er es schwierig, daß seine neuen Freunde, die ihm fast die Hälfte des Betrages abgepumpt hatten, nie ans Zurückzahlen dachten. Dann kamen Schwierigkeiten mit der Wirthin, schiefgelaufene Abfälle und die Nothwendigkeit, einen Hemdfragen mindestens acht Tage zu benutzen. Schließlich mußten der Sonntagssanzug und der Hozenjollernmantel zu Geld gemacht werden. An dem Tage, wo Gabriel Kolczynski mit einem überlegenen geheimnißvollen Lächeln seine erste Novelle der modernsten und illustriertesten Zeitschrift persönlich eingereicht und sich für sie hatte photographiren lassen, besaß er noch ganze fünfundsiechzig Pfennige.

Ein wundervoller heller Märztag, aber kalt, bitter kalt. Die Sonne lag prall auf den Vinden, aber sie hatte noch keine Wärme; und wenn Gabriel nicht damit beschäftigt gewesen wäre, sich den Eindruck seiner Arbeit auszumalen, über die man sicher gleich nach seinem Weggang heißhungerig hergefallen war, so hätte ihn wohl nicht nur gefroren, sondern es wäre ihm in seinem dünnen Röschchen gewiß auch etwas genierlich gewesen. So aber froor er nicht und genirte sich nicht. Reichens Schrittes trat er bei Kranzler ein. Ein schneller, kaum bewußter Uberschlag: Kaffee dreißig Pfennige, ein Mohrenkopf zehn, macht vierzig; eventuell Trinkgeld zehn, macht fünfzig Pfennige; Rest fünfzehn. Er bestellte Kaffee und einen Mohrenkopf. Die Korbitorie war um diese Stunde nicht besucht. Die Menschheit schob sich draußen die Vinden entlang, und während Gabriel Kolczynski langsam in seiner Tasse rührte, sah er mit einem halb träumerischen, halb mitleidigen Lächeln auf das Heerdenvieh da draußen, das heute noch achttlos an ihm vorüberzog. Lächerlich! Als ob er in vierzehn Tagen ein Anderer sein würde! Genau der selbe Gabriel Kolczynski, nur mit dem einen einzigen Unterschiede, daß dann ein Hundertmillionstel Dessen, was er konnte, schon diese Armen im Geiste zur Maferei der Vergädung gebracht haben würde. Er aß seinen Mohrenkopf und sah sich im Lokal um. Es war nur noch ein Gast da.

Seitwärts, dicht neben ihm, sah eine Dame. Groß, stattlich; nicht mehr ganz jung, so entre deux äges; aber hübsch, sogar sehr hübsch. Auf dem blonden Kopf trug sie einen Rembrandthut mit großen, nickenden Federn. Den braunen Sackpaleot hatte sie abgestreift, so daß er mit dem seidenblanken Futter auf der Stuhllehne sich baushzte. Als Gabriel die Holde bemerkte, hatte sie an der Spitze eines Federhalters geknabbert und dabei finster vor sich hin-

gestarrt. Neben dem Schreibzeug, das sie sich hatte bringen lassen, stand ein Glas mit einem dampfenden rothen Getränk; eine Citronenscheibe schwamm darin. Nachdem die Dame zweimal zum Schreiben angefaßt hatte, warf sie die Feder auf das Papier und sah dabei so bitterböse auf Gabriel, als wenn er sie hinderte. Aber dieser Ausdruck änderte sich bald. Wie von einer plötzlich auftauchenden Idee gepackt, musterte sie ihn neugierig und mit völlig ungenirtem Interesse vom Kopf bis zu den Füßen, von den tief in die Stirn hängenden sanftblonden Haaren also hinab bis zu den ausgetretenen plumpen Stiefeln, die Gabriels unbefriedigte Wirthin schon seit zwei Tagen zu pupen sich geweigert hatte. Da ihm auch die ausgefranzten Hosen und die schiefen Absätze einsielen, zog er die Beine hastig ein und ver schluckte sich zwischen Zorn und Verlegenheit an seinem Kaffee.

Noch hustete er in die hohle Hand, als die Dame aufstand und sich mit Papier und Feder an seinen Tisch setzte. Der Sackpaletot rauschte zu Boden.

„Sie werden die Bitte einer Dame nicht abschlagen, mein Herr,“ sagte sie mit tiefer Stimme und jenem prononcirten polnisch-österreichischen Dialekt, den man in Berlin heute viel häufiger hört als echte Klänge aus dem Vogtland. Zugleich bog sie den Oberkörper seitwärts nach ihrem Tische hin, um, ohne sich zu erheben, das Tintenfaß heranzuholen. Mit einer energischen Bewegung stellte sie es vor ihn hin und schob auch das Papier und denhalter zurecht. Brillanten funkelten dabei an ihren kräftigen weißen Händen auf. Dann rückte sie dicht heran, ver schränkte die Arme auf dem Marmortischchen und sah Gabriel mit treuherziger Unverschämtheit erwartungsvoll an.

Gabriel Kolczynski war erdthet und hatte mit einer mechanischen Bewegung seine Kaffeetasse bei Seite geschoben. Er war natürlich ein Freund des Ungewöhnlichen, aber er hatte noch nicht die nöthige Gewandtheit, sich über eine solche Situation zu stellen. Die seltsame Aventure und ein starkes exotisches Parfum, das von dem Weibe ausströmte, dessen voller Arm ihn fast berührte, hatten ihn so vollständig unter, daß er kaum zu athmen wagte. Mit zitternder Hand rückte er den Briefbogen näher und tastete mit der anderen nach seiner Kravatte, von der er wußte, daß sie schadhast war. Auch zog er den Hals ein, um so wenig wie möglich von seinem Hemdkragen sehen zu lassen. Er hatte das schreckliche Gefühl, schlecht angezogen zu sein.

Die Dame kraute sich mit dem Mittelfinger der Rechten das Köpfchen und fragte dann lebhaft: „Sie kennenn Deitsch — nich warr?“

Gabriel beschränkte sich darauf, um eine Nuance tiefer zu erdtheten und eine unbeholfene Verbeugung zu versuchen. In jeder anderen Situation wäre er nach solcher Zweifelsäußerung dem Frager vielleicht an die Kehle gesprungen. Jetzt berührte sie ihn nicht einmal komisch. Nur leise hauchte er in den sich sperrenden Halsausschnitt seines Jacketts: „Ich bin Schriftsteller —“

„Ach, Sie arrunes Pöschel“, sagte die Dame mit noch tieferer Stimme, indem sie den Rembrandthut mittheilvoll auf die Seite neigte; „ist wol ser ein schlechtes Beruf? Aber schreibenn Sie; ich zole Ihnen gut. Wollens noch einen Kaffee anschaffen?“ Ehe Gabriel Kolczynski noch antworten konnte, hatte sie bereits den Kaffee bestellt.

„Schreibenn Sie also, bitt' schön, an meinen Freund“, sagte sie leiser, während sie noch näher heranrückte und so interessirt auf das Papier sah, als wäre die

ganze Epistel an ihren Feind schon fix und fertig darauf geschrieben. „Ja, schreiben Sie so“, fügte sie nach einer Minute nachdenklichen Einstarens hinzu und tippte bei jedem Worte mit dem Zeigefinger auf den Tisch; „Lieberr Alex! Ich bin schon neun Täg im Wintergarten — habenn Sie Wintergarten? — und Du hast Dich noch nicht a Mal umg'shaut nach mir; warten Sie: umg'shaut ist nicht recht; ausg'shaut vielleicht — nein, auch nicht — was meinenn Sie — —“

Gabriel rieb sich mit dem Federhalter die Nase und warf, unter einem flüchtigen Seitenblick, zaghaft ein: „Bekümmert vielleicht —“

„Recht ist! Schreiben Sie bekümmert! Und Das wärr nicht schön, wo ich ihm doch von Stockholm geschriebenn hab; und err mühte heite kommenn. Sonst würrde ich kommen, und wenn er zenn Mal verheiratet is. So; und denn untenn — bis zum Tode Deine Apollonia“.

Gabriel schrieb. Dann schob er der Dame den Briefbogen hin, mit ungefähr dem Gefühl, wie er dem Ordinarius der Septima einst sein Schönschreibeheft hingehalten hatte. Sie sah nur flüchtig auf, nickte und nestelte unter dem Tische an ihrem Geldtäschchen. Ehe Gabriels Stolz Zeit hatte, sich aufzubäumen, war ihre Rechte schon auf einen Moment in seiner Jaccettasche verschwunden.

„So; nun sein' Udreß“, sprach Apollonia lebhaft; und sie nannte einen Namen, bei dem Gabriel trotz seiner hilflosen Verlegenheit doch überrascht auffah.

. . . Ein paar Minuten später stand er wieder Unter den Linden. Er war ein moderner Mensch; jetzt aber wußte er doch nicht, ob er zu lachen oder zu heulen habe. In seiner Linken, die er in der Tasche hielt, brannte eine Münze. Für ein Fünzigpfennigstück war sie zu gewichtig; und eine Krone? Dazu hatte die Person doch nicht irrsinnig genug ausgesehen. Er wagte nicht, sein erstes Honorar nachzuzählen. Und die beiden Kaffees und den Mohrenkopf hatte sie auch bezahlt. . . Er sah noch blöde vor sich hin und wußte nicht, ob er nach rechts oder links sich selbst ausweichen sollte, als ein Herr auf ihn zutrat, der schon zweimal unschlüssig an ihm vorbeigestrichen war. Er hob den Cylinder von der glänzenden Platte, die nach der Stirn zu ein sorgfältig gescheiteltes Zusehen aufwies; die etwas hervorstehenden Augen zwinkerten unruhig hinter dem goldenen Kneifer.

„Verzeihen Sie, dürfte ich Sie um ein paar Worte im Vertrauen bitten —; Alexander R . . .“ fügte er, sich vorstellend, hinzu.

Ehe Gabriel noch Zeit fand, sich den berühmten Sport- und Zeitungsmann, dem er eben einen intimen Schreibebrief geschrieben hatte, genauer anzusehen, waren ihm schon mindestens zehn ängstliche Fragen nach jener Dame vorgelegt worden, die . . . Fünf Minuten später saßen die Herren im Lindenrestaurant in einer lauschigen Ecke bei einer Flasche Rauenthaler einander gegenüber; und als sie sich nach einer knappen Stunde trennten, gab Gabriel Kolczynski sein siebenundzwanzigstes Ehrenwort als Garantie unverbrüchlichen Schweigens. Dafür war er von dieser Stunde an mit einem Fixum von 125 Mark im Monat angestellter Kunst-Referent einer hauptstädtischen Tageszeitung.

Leo von Torn.



Thierschutz und Thierethik im Judenthum.

In Schopenhauers „Grundlage der Moral“ findet man folgenden merkwürdigen Satz: „Die vermeinte Rechtslosigkeit der Thiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei oder, wie es in der Sprache jener Moral heißt, daß es gegen Thiere keine Pflichten gebe, ist geradezu eine empörende Roheit und Barbarei des Occidents, deren Quelle im Judenthum liegt. In der Philosophie beruht sie auf der aller Evidenz zum Trotz angenommenen gänzlichen Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier, welche bekanntlich am Entschiedensten von Kartesius ausgesprochen ward . . .“ Diese und andere verwandte Behauptungen Schopenhauers, die regelmäßig mit einem Seitenhieb auf das Judenthum, auf die Gesetze, Erzählungen und Dichtungen des Alten Testaments schließen, haben sich tief in den Vorurtheilen der Zeitgenossen festgesetzt, besonders, nachdem sich auch der politische Kampf ihrer bemächtigt hatte. Ein geistvoller Schriftsteller unserer Tage, Richard Weltrich, sagt in seiner sozial-ethischen Studie „Christian Wagner“ über die Beziehungen des Menschen zum Thier: „Unsicher und flau möchte man auch das Verhalten des Judenthumes wie das des Christenthumes nennen. Grundfägliche Schonung des Thierlebens lag bei dem einen wie dem anderen außerhalb des Gesichtskreises . . . Als in ‚Geschöpfen Gottes‘ soll zwar auch in den Thieren der Schöpfer ‚geehrt‘ werden; diese Ehrung aber schließt nicht aus, daß von dem Herrschaftrecht, das im ersten Kapitel des Moses Gott dem Menschen, ‚über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet‘, einräumt, ein sehr gründlicher Gebrauch gemacht wird; und wie tief in der jüdisch-christlichen Anschauung die Thiere gestellt werden, zeigt sich am Deutlichsten darin, daß der Mensch als das Ebenbild Gottes erklärt, den Thieren aber die Seele abgeprochen wird. Der thierfreundlichen Stellen im Alten Testament sind recht wenige.“ Unter ihnen führt Weltrich den bekannten Spruch Salomonis (Kap. 12,10) in Luthers Uebersetzung an: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.“

Oft spielt der Zufall eine ganz eigenthümliche Rolle, wenn ein Irrthum allzu sicher auftritt. Wer in der Lage ist, die lutherische Fassung des Satzes am hebräischen Original und an der griechischen ältesten Uebersetzung zu prüfen, die unter dem Namen der Septuaginta seit ungefähr hundertundfünfzig Jahren vor Christi Geburt die Auffassungen aufbewahrt, die die geistvollen Juden in Alexandria und Jerusalem vom Wortlaut ihrer Nationalchristen hatten, Der wird bei Salomo (12,10) den folgenden Satz finden: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere, der Unfromme aber ist ohne Mitleid“. Im Griechischen brauchten hier die Uebersetzer das Wort: „Psyche“, im Hebräischen steht das Wort „Näphäs“, das genau das Selbe bedeutet wie unser Seele, das griechische „Psyche“.

Eine Seele also, eine Psyche, haben die Thiere; und weil sie eine solche haben, sind sie auch dem Spruchdichter ein Gegenstand des Mitleides für den rechten Mann. Schon hierin gewinnt der Spruch einen viel mehr ethischen Beigeschmack, als es nach Luther scheinen könnte. Wir sehen, daß das Thier, hier zunächst das Hausthier und Rughthier des Menschen, eben mehr ist als ein „Stück Vieh“, daß es ein beeeltes Wesen ist, dem unser Mitgefühl gelten soll.

Dieser Satz muß uns an sich schon stutzig machen. Sollte es wirklich wahr sein, daß in der mosaischen Schöpfungsgeschichte oder irgendwo in der eigentlichen Bibel den Thieren die Seele abgesprochen wird? Dann wäre allerdings Anlaß zu der Vermuthung, die Juden (und nach ihnen das Christenthum) seien die Ursache, wenn irgendwo und irgendwem die Thiere zu tief eingeschächt worden wären von der „Barbarei des Occidents“.

Ich stelle nun fest, daß es im ganzen Alten Testament nicht eine einzige Stelle giebt, wo den Thieren die Seele abgesprochen wird. In der mosaischen Lehre aber wird der aufmerksame Leser der Originalschriften sogar die überraschende Entdeckung machen, daß die Seele des Menschen und die Seele des Thieres als solche zunächst ganz das Selbe sind. Das Alte Testament kennt nur einen Unterschied der Intelligenz zwischen Mensch und Thier; und dieser Unterschied wird ja wohl so lange bestehen, bis die Esel das Hebräische lesen können, trotz allen buddhistisch-neumodischen Uebertreibungen des natürlichen Mitgeföhls mit dem Thier. Dieser Intelligenz-Unterscheidung wird man zum Beispiel bei Jesus Sirach begegnen, dem spätjüdischen Schriftsteller, der sich durch seinen hellen, klaren Lebensverstand so besonders auszeichnet. Die ursprünglich mosaische Anschauung aber ist die, daß Mensch und Thier eine Art Seele haben, daß hierin gar kein Unterschied gemacht wird.

Das zweite Kapitel (1. Moße) erzählt bekanntlich in seinem siebenten Vers, daß Gott den Menschen aus einer Erdscholle, aus Erdenstoff überhaupt bildete und ihm dann den „Hauch des Lebens“ (Luther: „lebendigen Odem“) einblies. Es folgt das Wort: „Und so ward der Mensch zur lebendigen Seele“. Ganz diese „lebendige Seele“, dieses lebendige Wesen (Hebr.: Néphäsch chaja) bedeuten aber auch die Thiere. Schon vorher, ehe der Mensch entstanden ist, im zwanzigsten und vierundzwanzigsten Vers des ersten Kapitels, bringt die Erde hervor „lebendige Seelen“ und diese sind „Vierfüßler und Kriechthiere und wilde Thiere der Erde nach Art.“ Was der Mensch wird, lebendige Seele durch den Anhauch des Lebens, Das sind vorher schon die Thiere, wörtlich mit dem selben Ausdruck Néphäsch chaja, der auch über den Menschen gebraucht wird. Die griechisch-jüdischen Uebersetzer aber verstanden das Wort in beiden Fällen so, daß sie es mit „lebende Seele“ (Ψυχή ζοσα) wiedergaben. Danach kann kein Zweifel sein, daß das mosaische Judenthum noch bis etwa hundert Jahre vor Christus der Meinung war, das Thier habe genau die selbe „lebendige Seele“ wie der Mensch. Das Judenthum ging aber noch viel weiter. Denn sollte Jemand glauben, der Mensch sei von den Thieren etwa dadurch unterschieden, daß Gott ihm den „lebendigen Odem“ einblies, so straft ihn sofort die Noach-Erzählung im sechsten und siebenten Kapitel Lügen. In dem Verse siebenzehn im sechsten Kapitel, in den Versen fünfzehn und zweiundzwanzig im siebenten Kapitel ist in allen Thieren, die mit Noach in die Arche gehen, und eben so in den vernichteten der „lebendige Odem“, der „Geist des Lebens“ gegeben. Und er ist, wie der Vers zweiundzwanzig zeigt, im Hebräischen ganz der selbe „Anhauch“ und „Geist“ zugleich, der dem Adam eingehaucht ward. Deshalb übersezte man ins Griechische diesen „Hauch“ und „Geist“ mit Pneuma und Πνοή. Den Thieren wird also nicht die Seele „abgesprochen“, sondern sie erscheinen in ihrer Eigenschaft als „beseelte“ und lebende Wesen vollständig auf einer Stufe mit dem Menschen.

Und zwar findet man diese Anschauung nicht nur in der Thora, in den mosaischen Büchern. Der „Prediger“ (Kohélet) sprach dieses allgemeine Bewußtsein vielmehr mit Betonung auch noch besonders scharf aus in einem Sage, den Luther so übersezte: (Prediger 3, 19) „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben Alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh.“ Diese Anschauung haben auch sonst Lehrer und Dichter der Hebräer ausgesprochen.

Doch vielleicht galt diese Anschauung bei den Juden nur theoretisch und der schöne, echt indisch-jüdische Spruch: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere“ war am Ende nur ein Gelegenheitwort, das für jüdische Art und Sitte nicht weiter in Frage kam? Hat das Judenthum grundsätzlich eine thierfreundliche Stellung eingenommen, die auf einer inneren Anerkennung des „Rechtes alles Lebendigen“ und der Anerkennung belebten Lebens selbst beruht hätte? Ja, das Judenthum hat es gethan. Jeder kennt die Geschichte von der Sintfluth und von der Arche Noah, aber Wenige werden sich ihren Sinn klar gemacht haben. Die Sage als solche findet man bei allen Völkern. Der jüdische Dichtergeist aber hat ihr eine besondere Wendung gegeben, in der grundsätzlich gerade das Lebensrecht der gesammten Thierwelt, ohne Ausnahme, anerkannt wird. Noah wird angewiesen, von jeder Thiergattung, auch von denen, die als „unrein“ galten, Vertreter mit in die Arche zu nehmen. Schon hierin spricht sich ein so natürlich sittliches Verhältniß zwischen Mensch und Thier aus, daß es kaum eine Sage giebt, die so viel pietätvolle Thierfreundschaft schon im Kindergemüth erzeugen kann. Aber mit dieser allgemein-thierfreundlichen Ausmalung begnügt sich das jüdische Singsgedicht von Noah (Das heißt: der „Uebrig-Gelassene“) nicht, sondern es gipfelt in einem entschiedenen Bekenntniß für das Lebendigkeitrecht des Thieres als eines belebten Naturwesens. Nachdem die Wasser sich verlaufen haben, errichtet Gott seinen Bund mit dem Menschen nicht nur, sondern (1. Mos. Kap. 9, V. 10, 12, 15, 16, 17) er errichtet auch einen besonderen Bund mit der gesammten Thierwelt, die mit im Kasten war, „an allen Thieren auf Erden bei Euch“; und es heißt: „Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, daß ich ihn ansehe und gedente an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Thier in allem Fleisch, das auf Erden ist.“

Gewiß hat das indische Empfinden keine liebenswürdigere Thierethik hervorgebracht als diese Anschauung, daß der Regenbogen auch ein Zeichen des Bundes ist, den der letzte Grund aller Dinge mit der gesammten belebten Thierwelt geschlossen hat. Denn, wie wir bereits wissen, gleichbelebt mit dem Menschen ist diese Thierwelt und darum gilt ihr eben der Bund im selben Sinn wie der Menschheit, wobei zu ermessen ist, daß es nicht etwa ein beschränkter jüdischer Nationalbund ist, sondern sowohl mit den Semiten wie mit Japhetiten (von denen nach Mose zum Beispiel auch die Inselgriechen stammen) und Hamiten als geschlossen gilt. Das Interessante ist, daß hierbei eine selbständige Anerkennung der Thierwelt als eines wesensgleichen und metaphysisch gleichgestellten Lebensstammes gegeben ist. Das Judenthum war also im höchsten Grade thierfreundlich. Dem widerspricht auch nicht, daß sowohl in der Noahgeschichte wie in der Schöpfungszählung der Mensch zum „Herrscher über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh bestellt ist.“ Diese

Anschauung in ihrer Wichtigkeit sollte nur Das ausdrücken, was Sophokles mit seiner berühmten Dichtung sagen wollte: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist größer als der Mensch.“ Der Mensch soll sich die ganze Natur dienstbar machen; weiter sagt auch die mosaische Urkunde nichts; er soll über die „ganze Erde“ herrschen, durchaus nicht etwa ein Thiertyrann sein. Die Kulturmission der Menschheit ist gemeint, der sich der moderne Mensch allmählich auch wieder bewußt wird. Wenn aber der Mensch nach dem „Bilde“ Gottes geschaffen ist, so wissen wir, daß die Juden von je her darin nicht etwa ein körperliches „Ebenbild“, sondern ein „Gleichniß“ sahen. Es liegt keine Herabsetzung des Thieres darin, sondern lediglich eine Idealisierung des Menschen. Er soll ein Gleichniß werden für den höchsten Begriff. So übersetzten und verstanden es schon die siebenzig jüdisch-griechischen Gelehrten zweihundert Jahre vor Jesus.

Eine populäre Religionanschauung, die so früh von dem Recht der Schonung alles Lebens und der Thierwelt insbesondere durchdrungen war, daß ihr Gott sogar einen besonderen Bund mit den Thieren macht, kann nicht gleichgiltig gegen Leben und Leiden des Thieres gewesen sein; sie wird es geschützt haben, ja, wir dürfen daraus, daß verhältnismäßig wenig Bibelsprüche sich mit der Verhütung von Grausamkeiten gegen Thiere beschäftigen, den Schluß ziehen, daß der Spruch: „Der Gerechte hat Mitleid mit den Seelen seiner Thiere“ von den Juden gerade besonders gut gehalten wurde.

Wir dürfen der Bibel des alten Bundes, wir dürfen auch Jesus von Nazareth das Zeugniß ausstellen, daß das Mitgefühl mit der Thierwelt in ihnen das allerstärkste, allerlebendigste ist. Die Bibel wimmelt von Aeußerungen der Thierliebe und des Thiermitleides; wir werden sehen, daß Schopenhauer vollständig ins Blaue hineingerebet hat und daß der Satz: „Der thierfreundlichen Stellen sind recht wenige“ unrichtig ist. Wer besinnt sich noch aus seiner Kinderzeit auf die Geschichte von Bileams Eselin? Nun, er lese diesen wundervollen Mythos im vierten Buch Mose, Kap. 22 (21—34). Bileam macht sich auf den Weg zu Balak, der ihn eingeladen hat, seinen israelitischen Gegnern zu fluchen. Die göttliche Stimme aber hat Bileam schon davor gewarnt. Er faltet seine Eselin und geht auf die Reise. Unterwegs begegnet ihm der Bote des Herrn mit dem Schwert, um ihn abzuhalten. Aber er sieht diesen Engel nicht. Wohl aber erblickt die Eselin den Gottesboten. Und dreimal weicht das Thier vor dem Gottesboten, den es sieht, während der Seher selbst ihn nicht bemerkt. Schon hierin ist der Instinkt des Thieres in liebenswürdigster Weise gekennzeichnet. Bileam schlägt aber zu dreien Malen das Thier, zuletzt im Zorn, mit dem Stab. „Da aber that der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich geschlagen hast nun dreimal?“ Er antwortet, weil sie ihn gehöhnt; hätte er ein Schwert, würde er sie umbringen. „Die Eselin sprach zu Bileam: „Bin ich nicht Deine Eselin, darauf Du geritten hast zu Deiner Zeit, bis auf diesen Tag? Habe ich Dir auch je gepfeget also zu thun?“ Er sprach: „Rein.“ Nun erst erkennt Bileam den Engel des Herrn, vor dem die Eselin niedergefallen war, und nun stellt ihn auch der Engel darüber zur Rede, daß er das Thier geschlagen habe; und Bileam muß bekennen, daß er sündigte. In den Klagen des Thieres spricht sich in poetischer Weise ganz unmittelbar das reinste Mitgefühl mit dem Thier aus, das auch zu unserem Herzen spricht.

Auf dem feinsten Empfinden aber beruht es, daß es gerade das Thier ist, das Den, der hingehen will, seinen Mitmenschen zu fluchen, zurückhält in diesem Vorhaben, da es heller sieht als der Seher selbst. Die Geschichte endet bekanntlich damit, daß Bileam die Gegner Balaks nicht verflucht, sondern segnet. Thierethik und Menschenethik zeigen sich hier in der tiefstinnigsten wechselseitigen Verbindung; und Alles, was das Judenthum an schönen Thiersagen besitzt, kann nicht die sittliche Schönheit dieser Legende übertreffen.

Es ist kein Wunder, wenn dieser prinzipielle Standpunkt durch alle prophetischen Dichtungen klingt und eine Reihe schöner Aussprüche auch in der nachmosaischen Dichtung und Lehre zeitigt. Das lebendige Mitgefühl des patriarchalischen Hebräerthumes mit allen Thieren zeigt sich darin, daß die Thiere vor Allem auch Theil haben an dem verheißenen messianischen Reich. Wie sie in den „Bund“ aufgenommen sind, so werden sie auch die Freuden des verheißenen Glückseligkeitszustandes auf Erden mitgenießen. So singt der Jesajaedichter (Kap. 30, 23); „Und Dein Vieh wird sich zu der Zeit weiden in einer weiten Aue. Die Ochsen und die Füllen, die den Acker bauen, werden gemenet Futter essen, welches geworfen ist mit der Wortschaufel und Wanne.“ Nicht leicht können sich diese jüdischen Dichter Menschenglück und Menschenleid vorstellen, ohne dabei auch des Antheiles der Thiere zu gedenken; und zwar handelt es sich dabei nicht um einen egoistischen Standpunkt, der sich etwa auf die Rughthiere beschränkt, sondern die wilden Thiere sind Gegenstand des Mitgeföhles. So singt der kraftvolle Prophet Joel bei der Schilderung der Schmerzentage (Kap. 1, 15—20): „O, wie seufzet das Vieh! Die Rinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide und die Schafe ver schmachten! . . . Es schreien auch die wilden Thiere zu Dir; denn die Wasserbäche sind ausgetrocknet!“ Der selbe thierfreundliche Dichter (Kap. 2, 21—22) findet die schönen Worte: „Fürchte Dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost; denn der Herr kann auch große Dinge thun. Fürchtet Euch nicht, Ihr Thiere auf dem Felde; denn die Wohnungen in der Wüste sollen grünen und die Bäume ihre Früchte bringen.“

Man sieht: die jüdische Thiersympathie gilt aller Kreatur; sie ist keineswegs beschränkt utilitarisch, wie man so gern gegen das Judenthum geltend machen möchte. Sie ist um so werthvoller, steht sittlich um so höher, als ein Mann wie Joel sehr wohl den sogenannten „Kampf ums Dasein“ in der Natur kennt und als Ausdruck der schlimmsten Tage schildert: „Was die Raupen lassen, Das fressen die Heuschrecken; was die Heuschrecken lassen, Das fressen die Käfer; und was die Käfer lassen, Das frißt das Geschmeiß.“

„Ich muß auf den Bergen weinen und heulen und bei den Hürden in der Wüste klagen; denn so gar sind sie verheeret, daß Niemand da wandelt und man auch nicht ein Thier schreien hört. Es ist Beides, Vogel des Himmels und das Vieh, Alles weg“, klagt der Jeremiaedichter (Kap. 9) wiederholt. Er ist es auch, der am Meisten das Mitleid mit dem geopfertem Thier ausspricht; ein „arm Schaf“ ist ihm das Thier, das zur Schlachtabank geführt ward. Denn die Opfer-Idee älterer Kulturperioden beruht ja vor Allem auf dem lebendigen Mitleid mit den Thieren. Der Mensch thut sich und der Kreatur den Schmerz an, daß er sie opfert, um die Gottheit zu versöhnen. Diese Absicht sprechen die mosaischen Opferregeln fortwährend aus; das lebendige Volksbewußtsein und Dichterbewußt-

sein hat aber das lebendige Mitleid mit dem Lamm überall in der Bibel ausgedrückt und dieses Mitleid hat sich dann auch auf das christlich-symbolische „Lamm“ übertragen, das „der Welt Sünden trägt.“

Wenn der Prophet Sacharja (8, 10) Zeiten schildern will, wo die Ideale sich nicht erfüllen, wo „Jeglicher wider seinen Nächsten ist“, wird er auch der Thiere und ihres Kulturanteils gedenken: „Der Menschen Arbeit war vergebens und der Thiere Arbeit war nichts“. Er spricht sich für die Thierschonung aus, wenn er in Entrüstung über die Waldverwüstung und den Waldstrolch, der an den Cedern des Libanon geübt ward (Kap. 11: „Heulet, Ihr Tannen, denn die Cedern sind gefallen!“) weiter ausbricht und verlangt: „Schüget die Schlagschafel!“ Er geißelt die Hirten, die „ihrer nicht schonen“, er beschwört alle Vergeltung über den Waldstrolch und den Thierstrolch und im Namen der Humanität gerichtet der „Herr“ seinen Stab „Sanft“; und die „elenden Schafe“ merken dabei, daß es „des Herrn Worte“ wären. Selten ist ein so erhabener, gewaltiger Protest zu Gunsten der Waldschonung und Thierschonung erhoben worden. Sehen wir hier das jüdische Mitgefühl mit aller Kreatur seinen größten dichterischen Ausdruck finden, so werden wir auch in den Psalmen, die man ja lebendig sang und die ein Ausdruck des Volksempfindens waren, der Thiere immer in liebevoller Weise in Mitleid und Mitleide gedacht finden oder sie zum geistigen Mitleben selbst des Höchsten befehl sehen. „Die Stimme des Herrn erregt die Wästen, die Stimme des Herrn erregt die Hüden“ singt ein Psalm. „Herr, Du hilfst Beiden, Mensch und Thier!“ ein anderer. (Psalm 36, 7.) Das lebendigste Mitgefühl mit dem Thier athmet der berühmte Vers: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir!“ Ein solcher Vergleich wird ja nur möglich auf Grund des tiefsten dichterischen Mitlebens mit aller Kreatur. Der fünfzigste Psalm enthält folgende schöne Stellen einer tiefen Thierethik: „Alle Thiere im Walde sind mein (spricht Gott) und Vieh auf den Bergen und die Rinder. Ich kenne alles Geflügel auf den Bergen und alle Jahresfrucht auf dem Felde ist mit mir. Meinest Du, daß ich Ochsenfleisch essen wolle oder Bockblut trinken?“ Der Psalm verlangt, statt der Opfer, ein sittliches Leben; sofern er aber singt, daß die Thiere Gott gehören, „mein sind“, daß er sie „kennt“, ist ihr Verhältniß zum höchsten Wesen sicher in der „thierfreundlichsten“ Weise betont. Daß man im Buch Hiob (Kap. 38—42) die überraschendsten Schilderungen des Thierlebens findet, die nicht hinter Homer zurückstehen und den lebendigen Sinn und Beobachtergeist eines Brehm aufweisen, daß sie in lebenswürdigster Weise in den berühmten Psalm 104 („Es wartet Alles auf Dich, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit“) hineinspielen und im „Hohen Lied“ (Schrift Psalmen) die köstlichsten Thierbeobachtungen zu poetischen Bildern verwerthen, ist allbekannt. Gerade diese lebendige Thierbeobachtung beweist auch den lebendigen Sinn für das Thierleben, die Theilnahme an ihm. Es steht kaum eine Seite in den Bibeldichtungen, wo nicht die Vergleiche der Dichter die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der zahmen und wilden Thiere zeigten, — sicher der glänzendste Beweis für die Thierfreundschaft des ganzen Volkes, der ganzen Religion. Wie fein beobachtet ist das Bild im Psalm 102: „Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüste; ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verfallenen Städten. Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.“

Nachdem wir so einen Blick in das Herz des Judenthumes gethan haben, werden wir uns nicht wundern, daß es bei einem solchen Volk nur weniger gesellschaftlichen Bestimmungen zum Schutz der Thiere bedurfte. Aber Bibel und Talmud sind hierin doch reicher, als Mancher denkt. Das mosaische Gebot, daß auch die Hausthiere und Arbeitsthiere am Sabbath ruhen sollen, tritt uns als patriarchalisch-menschlicher Zug eines bewußten Thierschutzes entgegen. Das Gebot (5. Mose 22, 10) „Du sollst nicht adern zugleich mit einem Ochsen und Esel“ wird von den Rabbinern als ein Gebot der Thierschonung aufgefaßt und gebräutet: „Nicht darf mit Thieren, die ungleich kräftig sind, zusammen geackert werden.“ Der Satz „Du sollst dem Ochsen, der da drißchet, nicht das Maul verbinden“ (5. Mose 25, 4) heißt, daß man dem Thier keine unnütze Qual und Unbequemlichkeit machen soll durch Verbinden des Maules und ihm auch die paar Halme nicht mißgönnen soll, die es etwa bei seiner Arbeit aufkriegt. Ein solcher Spruch wurde aber von den Auslegern und Fortbildnern der Lehre nicht nur als ein Spezialverbot aufgefaßt, sondern als ein Gesamtgrundsatz unter einem Bild gedacht, so daß man das Verbot der Thiermißhandlung ganz im Allgemeinen darin saß. Im Talmud stehen unter Anderem folgende Gesetze und schöne Worte: „Es ist streng verboten, ein Thier zu quälen.“ „Moses und David wurden von Gott zu Hirten Israels bestellt, weil sie als Schafhirten mitleidig gegen die Lämmer waren. Gott sprach: Wer Mitgefühl für das Thier hat, wird auch gegen Menschen mitleidig sein.“ Und nicht nur den Hausthieren galt diese Schonung. „Wenn Du auf dem Wege findest ein Vogelnest auf einem Baum oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzt, so sollst Du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen.“ (Mose 22, 6 und 7) wird als ein allgemeiner Satz des Mitgeföhles mit dem Thier-Empfinden aufzufassen sein und auch so ausgelegt. Falls man aber Bedarf hat an den Vogel, so soll man jedenfalls die „Mutter fliegen lassen“, wenn man Eier oder die Jungen nehmen muß. In ähnlicher Weise entspricht einem Empfinden mit der Thierwelt das Ritualgebot (3. Mose 22, 27) „Wenn ein Ochse oder Lamm oder Ziege geboren ist, so soll es sieben Tage bei der Mutter sein“. Auch soll man die Opfethiere und ihre Jungen nicht an einem Tage zusammen schlachten, weil Das einem instinktiven Mitgeföhle widerspricht. Ein bewußtes Gebot des Thierschutzes aber steht das alte Gesetz darin, daß man Thiere nur mit einem scharfen Messer ohne Scharten töten durfte, und zwar von Amtes wegen, wobei das Blut ausrinnen mußte. (Schächten.) Es galt als die mildeste Todesart und hatte dabei noch einen tiefer gehenden Grund der Thierschonung, den wir im dritten Buch Mose, Kapitel 17, 11 bis 14, finden. „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder Fremdling unter Euch, der ein Thier oder Vogel fängt auf der Jagd, das man isset, der soll desselben Blut ausgießen und in der Erde verbergen. Denn die Seele jedes Wesens ist sein Blut; und ich habe den Söhnen Israels gesagt: das Blut irgend welches Fleisches dürst Ihr nicht essen, weil die Seele aller Wesen ihr Blut ist.“ Ich entscheide nicht, ob der mosaische Gesetzgeber mit diesen Anschauungen und dem Gebot des Schächtenes physiologisch das Richtige getroffen hat; aber wir sehen, daß die Gründe dafür jedenfalls die ehrwürdigsten, die menschenwürdigsten sind, denn sie wollen die Seele jedes Thieres schonen. Gewiß wird Niemand eine beabsichtigte Grausamkeit in diesen Ritualien sehen, die

nur der Ausfluß des allerlebendigsten Mitgeföhles mit allem Leben sind. Praktisch erreichte der mosaikische Gesetzgeber aber einen außerordentlichen Thierschutz durch das Gesetz über die Thiere, die zu essen verboten war. (3. Mose, Kapitel 11). Man muß es nachlesen, um zu sehen, wie umfassend dieser indirekte Thierschutz war. Weder „Hasen noch Kaninchen noch Schweine“ durfte man essen; nur Das „was die Klauen spaltet und wiederkläuet unter den Thieren“, durfte zur Speisung geschlachtet werden. Der Begriff des „Unreinen“ bezog sich dabei nicht etwa auf die Thiere, die man nicht töten durfte, sondern es war dem Menschen „unrein“, es war eine Selbstbefleckung, wenn man etwa eine Schwalbe, ein Schwein u. s. w. geschlachtet hätte, wie deutlich in den Schlußgründen (Vers 43 u. s. w.) dieses Gesetzes ausgesprochen wird. In dem Gebot (2. Mose 34, 26) „Du sollst das Bücklein nicht kochen, wenn es noch an seiner Mutter Milch ist“, ist nur ein Schutzgebot für die Thiermutter zu sehen. Wenn es geboten ist: „Wenn Du Deines Bruders Esel oder Ochsen siehest fallen auf dem Weg, so sollst Du Dich nicht von ihm entziehen, sondern ihm aufhelfen“ (5. Mose 22), so ist, wie schon der Wortlaut ergibt, nicht nur eine Hilfsbereitschaft gegen den Besitzer, sondern auch für das Thier selbst gemeint. Und zwar war diese Thierhilfe und Thierliebe im Judenthum so stark, daß der Talmud und spätere Zeiten sogar das Gebot aufstellten: „Man darf nicht essen, bevor man seinem Vieh zu essen gegeben“. (Berachot 40a. Wittin 62a.) Nun, auch ein christlicher braver Reitersmann ist bekanntlich nicht, ehe er sein Pferd gefüttert hat; und daß wir dem Pferd unseres Nächsten gern „aufhelfen“, Das lehren Tausende von Straßenjungen in allen Städten und Dörfern Europas jeden Tag. Das Jüdische, das Christliche, das Menschliche sind denn doch — trotz gelegentlicher Rohheit und Grausamkeit — überall und zu allen Zeiten das Selbe.

„Welcher Mensch unter Euch, der hundert Schafe hat und ein einziges davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste zurück und macht sich auf, dem verlorenen nach, bis er es findet? Und findet es, so legt er es über seine Achseln und frohlockt, geht zu seinem Haus, ruft die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freut Euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schaf gefunden.“ So lehrte der freundliche Stifter der christlichen Religion, dem es also selbstverständlich war, daß man auch dem Thier beibringe. In dem schönen Gleichnißliede (Evangelium Johannis 10, 11 bis 16) wird der „gute Hirt“ gepriesen, der seine Seele einsetzt für seine Schafe, sein Leben für sie einsetzt und Jesus spricht von dem Riethling dagegen: „Er hat kein Herz für die Schafe“. Wenn Paulus davon spricht, daß die ganze Creatur mit dem Menschen der Erldung harre, so wendet er nur in seine Sprache, was in positiver Weise, wie wir sahen, als lebendiges Mitgeföhle durch das ganze Judenthum geht. Wenn im Europäerthum ein Mangel an Thierethik bemerkbar sein sollte, so wird man weder das Judenthum noch das aus ihm erwachsene Christenthum dafür verantwortlich machen dürfen, sondern im Gegentheil der Wahrheit gemäß bezeugen müssen, daß Schopenhauer die Ursachen an einer ganz falschen Stelle gesucht hat.



Brittenkoller.*)

Wenn Jemand, ausgestattet mit den Denkfähigkeiten der Erdenbewohner, heute vom Mars siele, das Glück hätte, in Deutschland zu landen, und das Unglück, sich seine Anschauungen über das ihm noch unbekanntes Volk der Briten lediglich auf Grund der Berichte deutscher Zeitungen und Zeitschriften bilden zu müssen: er müßte sich unter den Menschen jenseits des Kanals zweifellos eine Horde von Idioten und Gaunern vorstellen. Dieser Glaube würde aber wohl nur so lange dauern, bis er die Kultur jener Inselbewohner und die geistige Verfassung der Herren von Grund aus kennen gelernt hätte, die ihre Landsleute mit den blödesten Erfindungen über dieses Volk täglich bewirken zu müssen glauben.

Es ist das Schicksal fast aller Deutschen, die einige Jahre in England oder Nordamerika gelebt haben (und nach ihrer Rückkehr kein Hehl daraus machen, daß sie sich in Ländern, in denen man ein ungleich größeres Maß persönlicher Freiheit genießt als in Deutschland, wohler fühlten), daß man sie der „Anglomanie“, der Verleugnung der deutschen Nationalität und ähnlicher Schandigkeiten zeicht. Man muß eben auf die „Eigenart“, auf die bedingungslose Gottähnlichkeit eines einzigen Volkes eingeschworen sein, wenn man nicht als „Wasschlappen“ und „Gesinnungsloser“ angesehen werden will.

Als ich beim Ausbruch des südafrikanischen Krieges die wüthende Parteinahme gegen England in erster Linie als vom instinktiven Haß gegen das fortgeschrittenere und daher unverstandene Volk diktiert bezeichnete, fiel man natürlich über mich her, wie über einen tollen Hund. Man gab vor, sich für den Freiheitskampf der Buren zu begeistern. Dagegen wäre vom national-ethischen Standpunkt aus kaum Etwas einzuwenden. Ein Stamm, der für seine nationale Unabhängigkeit kämpft, ist selbst dann gewisser Sympathien sicher, wenn, wie in diesem Falle, der schließlich Unterliegende, trotz vielen vortrefflichen Eigenschaften, ein zurückgebliebenes, der Sieger ein hochentwickeltes Volk ist. Diese Theilnahme am Geschick der Buren wäre also vollkommen zu verstehen. Selbst auf die Gefahr hin, von den Alldutschen für einen an moral insanity leidenden „internationalen Juden“ gehalten zu werden, muß ich aber fragen: Wo war, als die Vereinigten Staaten Ernst machten und die Kubaner von ihren spanischen Ausfängern endlich erlösten, die Begeisterung der anglophoben Schreier für die den Kubanern so sehr zu gönnende Freiheit? Zwar brachten es damals, angesichts des bereits Jahrhunderte alten demoralisirenden Einflusses Spaniens auf die Kreolen, nur Wenige fertig, mit offenkundiger Sympathie für die Folterknechte von Montjuich auf dem Plan zu erscheinen; aber man wüthete auch

*) Audiatur et altera pars.

hier gegen die Vereinigten Staaten. Man hätte sich im Grunde des Herzens doch zu sehr ge freut, wenn die „verfluchten Yankee's“ Hiebe bekommen hätten und die zum Schemen herabgesunkene „Nation“ der von Stierblut und Weihwasser triefenden Hidalgo's Sieger geblieben wäre. Der „historisch denkende“ Deutsche, der nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, diese ihm angeblich in höherem Grade als allen Anderen verliehene Gabe zu betonen, hätte doch gerade in diesem Fall einmal einen vollgiltigen Beweis seines historischen Denkens geben und an der Hand der Geschichte der letzten Jahrhunderte konstatiren können, daß Spanien nun reif sei, aus der Liste der Kulturnationen zu verschwinden. Das geschah nicht. Im Gegentheil: schon damals der halb uneingestandene, halb unbewußte Widerwille gegen das fortgeschrittene und noch fortschreitende, die Sympathie für das zurückgebliebene Volk.

Um nicht in den Verdacht zu kommen, als begeisterte ich mich für die Kriegsthaten der Engländer oder Amerikaner an und für sich, möchte ich gleich hier feststellen, daß ich mich nicht zum ethischen Vertheidiger des frischen, fröhlichen Krieges zu machen gedente. Was England verlangen kann, ist Gerechtigkeit. Die wird ihm natürlich von den Buren-Dehianten nicht gewährt. Es ist mir, einem erklärten Gegner aller Menschenschlächtere, bis jetzt nicht gelungen, einen prinzipiellen Unterschied zwischen der Annexion von Ländern und der Annexion von Goldminen herauszufinden. Es sei denn der, daß der wirtschaftliche Nutzen des Siegers, um den es sich naturgemäß in beiden Fällen handelt, bei dem direkten Kampf ums Gold besonders grell in die Augen springt. Oder ist vielleicht Jemand so naiv, zu glauben, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen unterblieben wäre, wenn dieses fruchtbare Gebiet auch noch eine ergiebige Goldmine besessen hätte? Es gehört beim Kampf um materielle Vortheile die ganze Verlogenheit kapitalistischer Moral dazu, um (diesseits wie jenseits des Kanals) von Kriegs-Idealismus oder von Rechten zu reden. Der vorhin erwähnte Marxbewohner könnte auch hier wieder glauben, daß man in den Kulturländern der Erde den Kapitalismus längst überwunden habe und sich die Knochen nur noch für Ideale zerschleifen lasse. Es kann im Lichte des historischen Materialismus heute kaum noch fraglich erscheinen, daß man den wirtschaftlichen Beweggründen fast aller Kriege, auch der vergangener Jahrhunderte, künftig eine viel wichtigere Rolle zuschreiben wird als bisher. Wir leben vorläufig immer noch im Zeitalter des Rechtes des Stärkeren. Ob man Das für sittlich hält oder nicht, kommt gar nicht in Betracht. Hier handelt es sich einzig und allein darum, nicht die Handlungsweise eines Anderen zu begeistern, während man selbst in der selben Lage den selben Weg einschlagen würde. Man nehme an, Deutschland sei zur Zeit Bismarck's schon eine Flottenmacht, ein Kolonialreich von der Ausdehnung gewesen, von der die Aüdeutschen träumen. Ist es nicht geradezu

lächerlich, zu glauben, Bismarck würde in ähnlicher Situation — Das heißt: wenn ein seine Pläne kreuzendes Volk oder Völkchen Unbotmäßigkeit gezeigt hätte — sich auch nur einen Augenblick besonnen haben, das Land dieses Volkes mit oder ohne Goldminen einzusteden?

England hat sich in Südafrika mit seinen militärischen Leistungen anfangs blamirt. Der Nation der Reserveoffiziere genügte nun diese rein militärische Blamage, um sofort mit dem Scharfsinn des deutschen Textkritikers über den völligen Niedergang der angelsächsischen Rasse zu orakeln und im Geist an der Stelle des britischen das deutsche Weltreich herrlich erstehen zu sehen. Ein vor jedem Uniformirten schlotternder Deutscher ist allerdings außer Stande, sich ein mächtiges Land vorzustellen, in dem ein Offizier außerdienstlich es kaum jemals der Mühe werth hält, Uniform anzulegen, und in dem das Tragen von Waffen schon allein als Provocation aufgefaßt werden würde. Bräsewitz-Fälle sind in England oder den Vereinigten Staaten unmöglich. Nehmen wir aber an, Aehnliches ereigne sich wirklich, so würde der Mörder vom Publikum zerrissen werden. Das ist der „self help“, ein Ding, das jenseits des Vorstellungsvermögens jedes homunculus normalis im Lande der frommen Sitte liegt und vielleicht immer dort liegen wird. In Deutschland steht man in solchen Fällen „von Schrecken gelähmt“ dabei und sieht, durch den Anblick des bunten Tuches hypnotisirt, ruhig zu, wie der Mörder seinen Degen abwischt und stolz durch die Menge des Civilpöbels seiner Behauptung zuschreitet. Herr von Bräsewitz hielt es nach Abfügen seiner Strafe für angemessen, seine werthvolle Kraft in den Dienst der Buren zu stellen. Er hoffte vielleicht, in seiner Eigenschaft als Burenstreiter sich die „Liebe und Achtung“ seiner Landsleute aufs Neue zu erkämpfen. Das Schicksal wollte es anders. Bräsewitz fiel bald nach Beginn des Krieges. Und nun wurde der „Heldentod“ dieses Lotschlägers in allen Tonarten besungen. Für solche Vorgänge haben allerdings die Engländer kein Verständniß. Selbst wenn sie in Folge des Transvaalkrieges früher oder später eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen gezwungen wären, so wird sich der englische Geist der Selbständigkeit niemals die Zwangsjacke der Subordination anlegen lassen, die man in Deutschland täglich mit ethischer Unteroffizierspose als höchstes Sittlichkeitprinzip feiert.

Doppelt unsinnig ist es, wenn man in Deutschland auf der einen Seite die nicht bestrittene Minderwerthigkeit eines Söldnerheeres und alle Uebelstände dieses Systems brandmarkt, auf der anderen Seite bei Beurtheilung der mangelhaften Leistungen dieses Heeres so thut, als handle es sich um eine nach kontinentalen Grundsätzen organisirte Armee. Man wird in Deutschland nicht müde, die Vorzüge der allgemeinen Wehrpflicht zu preisen. Was die körperliche Ausbildung betrifft, so kann man zugeben, daß sie gerade für

unser Volk eine gewisse Garantie für Gesundheit und Kraft in sich birgt. Ich sage: eine gewisse Garantie, denn die Ueberschätzung aller Dinge, die nur irgendwie mit dem Militär zusammenhängen, ist natürlich auch hier wieder des Landes der Brauch. In England hatte man bis jetzt keine allgemeine Wehrpflicht, verfügte aber trotzdem über eine körperliche Tüchtigkeit, mit der sich keine andere Nation der Erde messen kann. Es muß also wohl noch andere Faktoren geben, die die Volksgesundheit sichern. Vor etwa andert-halb Jahren ist in Paris ein Buch erschienen, das den Titel trägt: *A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons* und Edmond Demolinis zum Verfasser hat. Wenn Demolinis auch für Alles, was Sozialismus heißt, kein Verständnis besitzt, so ist das Buch doch so fesselnd und objektiv geschrieben, daß es gerade heutzutage nicht einbringlich genug empfohlen werden kann. Ich möchte mit Bezug auf die *supériorité* noch auf Etwas hinweisen, das bis jetzt meines Wissens nicht berücksichtigt worden ist: das durch das englische Soldner-system bedingte selektorische Moment. Die Mären von der Zeitigung der besten Eigenschaften durch den Krieg, von seinen veredelnden Folgen u. s. w. können wohl als endgiltig überwunden angesehen werden. Wir wissen jetzt, daß der Krieg nicht nur la bête humaine weckt, sondern auch, daß er die Tüchtigsten dahinkraft. Er beraubt die theilgenommenen Völker des großen Prozentsatzes gesunder Nachkommen, die diese Tüchtigsten zu zeugen vermocht hätten. Da man Englands Soldnerheer, in Bezug auf das Material, aus dem es sich zusammensetzt, nicht auf eine Stufe mit den aus wohlgenährten und ganz gesunden Individuen gebildeten kontinentalen Volkshoeren stellen kann, so hat das Volk der Briten bis jetzt nur in geringem Maße unter den anti-selektorischen Folgen seiner Kriege zu leiden gehabt und sich also im biologischen Sinn, gerade weil es keine allgemeine Wehrpflicht hatte, höher entwickeln können als die Völker des Festlandes.

Auch die Bererbung spielt wohl in diesem Kapitel eine gewisse Rolle. Die Wissenschaft lehrt uns, daß die von Theilnehmern an einem Feldzug innerhalb einer gewissen Zeit nach dem Kriege Gezeugten häufig zu Degeneration und Verbrecherthum prädisponirt sind. Das hängt unmittelbar zusammen mit den Nachwirkungen der furchtbaren Eindrücke und Entbehrungen, denen das Nervensystem der Erzeuger im Felde ausgesetzt war. Auch dieser ungünstige Faktor wirkt in England weniger stark, da über die Hälfte des Heeres stets in den Kolonien weilt und also den Soldnern nur eine beschränkte Gelegenheit zur Fortpflanzung im Mutterlande gegeben ist.

Klar blickende Menschen haben beim Anbruch des Krieges in Südafrika die ganze Sache als Das angesehen, was sie thatsächlich ist: eine wirtschaftliche Phase, die Ablösung des patriarchalischen durch das großkapitalistische Regime.

Leipzig.

Kurt Wigand.

William Morris.

Die englische Kultur begünstigt durch ihre ununterbrochene Tradition der Lebensauffassung, durch ihre staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und durch ihre Erziehungsmethode das Aufblühen großer, freier Individualitäten. Auf den Höhen der Wissenschaft, der Politik, der Literatur und der Kunst standen deshalb von je her in England Männer, die keinem Fache ausschließlich angehörten und, ohne in Zersplitterung oder Oberflächlichkeit zu verfallen, auf verschiedenen Gebieten des Lebens eine fruchtbare Thätigkeit entfalteten. Unter diesen vielseitigen Persönlichkeiten nimmt William Morris, der am dritten Oktober 1896 starb und dessen Leben uns jetzt von J. W. Mackail, dem Schwiegersohne seines lebenslänglichen Freundes und Mitkämpfers, des Malers Edward Burne-Jones, beschrieben worden ist,*) eine hervorragende Stellung ein. Er war Dichter, Verfasser von Prosaeromanzen und Pamphletist, Künstler, Dekorateur und Fabrikant, Buchdrucker und Verleger, Journalist und Zeitungsherausgeber; und in dieser reichen und so mannichfachen Thätigkeit verfolgte er überall das selbe Ziel: das moderne Leben aus den Fesseln der platten Nüchternheit, in die es der moderne Industrialismus geschlagen hat, zu befreien und ihm Etwas von der Schönheit zu geben, deren hehres Bild er in sich selbst trug.

William Morris wurde am vierundzwanzigsten März 1834 zu Walthamstow, einem Städtchen in der Nähe von London, als Sohn eines reichen Kaufmannes geboren. Als Knaben fesselten ihn besonders die Romane Walter Scotts; sie scheinen ihm jene Vorliebe für die Romantik und das Mittelalter eingepflanzt zu haben, die einer der charakteristischen Züge seines Lebens wurde. Vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahre besuchte er Marlborough College. Die Schule war schlecht: es herrschte keine Disziplin und der Unterricht war mangelhaft. Aber für einen Knaben von seinen Anlagen und Reigungen war Das eher vortheilhaft; er verbrachte seine Zeit damit, Werke über Archäologie und kirchliche Baukunst zu studiren und seine Phantasie mit romantischen Geschichten und Märchen zu nähren; so oft es anging, schweifte er aber in der Umgegend umher, um alte Kirchen und sonstige Bauwerke zu besuchen und ihre Architektur kennen zu lernen. Daneben interessirte er sich lebhaft für die katholische Richtung in der anglikanischen Kirche, die damals von Oxford aus als Puseyismus große Kreise der Geistlichkeit und der höheren weltlichen Stände ergriff. Im Jahre 1851 verließ er die Schule und bezog ein Jahr später die Universität Oxford.

Oxford war damals noch weit mehr als heute ein Stück Mittelalter mitten im Getriebe des neunzehnten Jahrhunderts. Alles in dieser Stadt befruchtete den jungen Studenten in seiner romantischen, rückwärtschauenden Geistesverfassung. Die Universität als Lehranstalt bot ihm wenig. Die Studien waren trocken und Morris ging wieder seinen eigenen Weg, wenn auch nicht allein, so doch mit gleich denkenden und gleich strebenden Altersgenossen, unter denen Burne-Jones seinem Herzen am Theuersten wurde. Beide Freunde trieben

*) „The life of William Morris.“ 2 vol. London 1899. Vorher war schon erschienen: „W. M. His art, his writings and his public life.“ A record by Aymer Vallauca. London 1897.

gemeinsam literarisch: Studien; sie lasen die mittelalterlichen Chroniken und Romane, sie schwärmten für Tennyson, Browning und Elizabeth Barrett, für Clough und für Ruskin; sie studirten Architektur und Malerei und versuchten sich auch in eigenen Schöpfungen. Sie gründeten eine Bruderschaft, eine Art von Mönchsorden zum Kampf gegen die Auswüchse des Industrialismus, suchten und fanden Fühlung mit der Malerschule der Präraffaeliten, unter denen Dante Gabriel Rossetti, der Maler und Dichter, einen großen Einfluß auf sie ausübte, und gaben zur Verbreitung ihrer Ansichten eine Zeitschrift heraus, die unter dem Titel „The Oxford and Cambridge Magazin“ von Januar bis Dezember 1856 bestand. Morris lieferte nicht nur die meisten Beiträge, sondern bestritt als der wohlhabendste unter den Freunden — er hatte ein Jahreseinkommen von 18000 Mark — auch die Kosten der Veröffentlichung. Zugleich arbeitete er bei dem Architekten Street in Oxford, dem bedeutendsten Vertreter der gothischen Renaissance. Im Herbst 1856 ging er nach London. Hier widmete er sich unter Rossettis Einfluß der Malerei; auch Burne-Jones war inzwischen Maler geworden und Beide führten ein echtes Künstlerleben, ungebunden und frei von allem gesellschaftliche Zwange. Die Artus Sage, die für die englische Neutomantik eine ähnliche erweckende und anregende Rolle gespielt hat wie die germanische Götter- und Heldensage für das deutsche Musikdrama, begeisterte Morris zu seinem ersten größeren dichterischen Versuche: „The Defence of Guenevere and other poems“. Die Dichtungen zeigten eine hervorragende Begabung, wirkten aber doch nur auf einen kleinen Kreis literarischer Gesinnungsgenossen. Im Jahre 1859 heirathete Morris. Er war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, hatte alles Mögliche getrieben und gelernt, verstand die Steinhauerei, die Holzschneidekunst, die Glasmalerei, die Stickerei und das Modelliren in Thon, hatte sein Erstlingswerk veröffentlicht, dem es wie den meisten Erstlingswerken ergangen war, und besah doch vorläufig weder einen Beruf noch ein festes Lebensziel. Aber er hatte in diesen Vehrjahren die Grundmauern seines Lebens so breit und so fest angelegt, daß sich darauf wohl ein hoher und geräumiger Prachtbau errichten ließ.

Nach seiner Heirath ließ er sich in der Nähe des Dorfes Upton bei London ein Haus bauen: das berühmte „Roths Haus“, einen unregelmäßigen malerischen Bau aus rothen Ziegelsteinen, der einen Protest bilden sollte gegen die symmetrischen Geschmacklosigkeiten, die damals an der Tagesordnung waren. Auch in der inneren Ausstattung und Dekoration des Hauses wich er von der herrschenden Mode ab. Er ließ jeden einzelnen Gebrauchs- oder Schmuckgegenstand, Stühle und Tische, Tapeten und andere Wandbekleidungen, Vorhänge und Leuchter, Gläser und Krüge, besonders herstellen. Der Gedanke, der ihn leitete, war, zu zeigen, daß Schönheit kein bloßer Luxus für wenige Bevorzugte sei, sondern sich mit unserem alltäglichen und häuslichen Leben überall verknüpfen lasse. Damit sollte zugleich jenem phantastischen und gemüthlosen Krämergeiste entgegengetreten werden, der das moderne Leben so reizlos und ruhelos gemacht hat. 1861 entstand die Firma Morris & Co., eine Vereinigung von Künstlern zur Herstellung von Werken dekorativer Kunst jeder Art in Wohnhäusern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Burne-Jones, Madog Brown und Rossetti waren Mitglieder der Genossenschaft; aber die eigentliche Seele des Unternehmens war Morris, der 1874 die alleinige Leitung übernahm. Das Unter-

nehmen glückte über alles Erwarten, bewirkte eine vollständige Umwälzung des gesamten Kunstgewerbes und wurde auch eine Quelle reichlichen Einkommens für Morris und seine Mitarbeiter. Die ritualistische Richtung in der Kirche und ein neuerwachender Formensinn im weltlichen Leben, den man als „Aesthetizismus“ bezeichnete, begünstigten seine Bestrebungen. Nach und nach wurden die scheinbar abgestorbenen mittelalterlichen Kunstgewerbe wieder lebendig; und diese Industrie ohne Maschinen, ohne Dampfkraft, ohne Elektrizität strebte nicht dahin, durch Fabrikation billiger Massenartikel auf dem Waarenmarke zu konkurriren, sondern wollte durch wahrhaft schöne Gegenstände den Sinn für das Schöne neu erwecken und den Geschmack des Publikums läutern. In den Werkstätten von Morris & Co., die sich bis 1881 in London befanden und dann nach Werton Abbey bei London verlegt wurden, wo sie noch heute bestehen, wurden bemalte Fliesen, gemaltes Glas, mit der Hand gewebte Wand- und Fußteppiche hergestellt, Stoffe mit Pflanzen- und thierischen Mitteln gefärbt und mit kunstvollen Mustern bedruckt, stilvolle Möbel gearbeitet, kurz, beinahe jede Art angewandter Kunst erprobt und geübt. Morris zeichnete Muster zu den Tapeten und Stoffen, Burne-Jones, Madox Brown und Rossetti die Vorlagen zu den Kirchenfenstern, Wandteppichen und Fliesen; Morris veranstaltete Ausstellungen, hielt Vorträge und schrieb Aufsätze und bewirkte nach und nach einen Umschwung des dekorativen Stils, der sich von England aus der ganzen kultivirten Welt mittheilte. Hier waren die Ideale, die John Ruskin in seinen sozialpolitischen Schriften gepredigt hatte, verwirklicht. Er setzte an die Stelle der Hast und wilden Unruhe Ruhe und Heiterkeit, an die Stelle der mechanischen Massenarbeit und der den Geist abstumpfenden Arbeitstheilung die Intelligenz und Erfindung des einzelnen Arbeiters, an die Stelle des Krämergeistes und des mitleidlosen Kampfes um den Profit den Geist der Schönheit und das Streben nach Vollkommenheit. Aber auch sein dichterischer Genius hatte nicht gerastet. Nach einer Ruhepause von neun Jahren erschien im Jahre 1867 „The Life and Death of Jason,“ ein erzählendes Gedicht in zehntausend fünffüßigen gereimten Jamben. Chaucer hatte ihn als Vorbild vorgeschwebt und Morris hatte den antiken Stoff so behandelt, wie ihn der Dichter des vierzehnten Jahrhunderts behandelt haben würde. Das Gedicht ist von hoher Schönheit und zeigt eine wunderbare Beherrschung der Sprache; wie ein breiter Strom fließen die Verse dahin, reich an prächtigen Bildern und Naturbildungen; hier und da sind zarte lyrische Gesänge eingestreut. Kunstvoll ist die Charakteristik der Heldin Medea, deren Gestalt des Unnatürlichen, gespenstisch Grausamen entkleidet und uns menschlich näher gebracht wird. Der Beifall, den dieses Gedicht fand, ermutigte Morris zu neuen Schöpfungen. Die folgenden Jahre brachten „The earthly Paradise,“ ein Gedicht von zweihundvierzigtausend Versen. Es ist ein Cyclus von Geschichten, zusammengehalten durch eine Rahmenerzählung nach Art von Chaucers „Canterbury Tales“ und Boccaccios „Decamerone“. Der Dichter erzählt, wie im vierzehnten Jahrhundert drei Abenteuerer mit achtzig Gefährten zur Zeit einer Pest von Drontheim aussegeln, um das irdische Paradies zu suchen, ein Land, wo ewiges Leben und ungetrübte Glückseligkeit herrschen soll. Nach langen Irrfahrten kommen sie müde und alt zu einem gastfreien Volke ionischer Abkunft, bei dem sie den Lebensabend in stiller Resignation beschließen. Zweimal im

Monat versammeln sich die Aeltesten der Stadt um die Fremden und abwechselnd erzählt einer eine Geschichte. So erhalten wir vierundzwanzig Geschichten, die nach Monaten geordnet und durch Betrachtungen über Natur und Menschenleben verbunden sind. Die Stoffe sind antiken und mittelalterlichen Ursprungs und meist solche, die schon behandelt worden sind; das Versmaß ist theils vier- oder fünffüßige Reimpaare, theils die siebenzeilige Stanze Chaucers. Ausdruck und Form sind von wunderbarem Reichthum und vollendeter Schönheit. Szenen von großer dramatischer Kunst und Züge tiefer und feiner Charakteristik wechseln mit einander. Der Dichter wahrt auch hier den Standpunkt des naiven, romantisch-empfindenden Erzählers. Er lehnt es ab, wie Tennyson, Browning, Mathew Arnold und Swinburne, durch seine Poesie zu belehren. Allerdings: seinen Meister Chaucer erreicht er doch nicht. Ihm fehlt der gesunde Realismus, der bald schelmische, bald ausgelassene Humor, die feste und oft übermächtige Lebensfreude des mittelalterlichen Sängers. Der Grundton von Morris' Dichtung ist eine sanfte Melancholie, die resignirte Erkenntniß von der Vergänglichkeit und Eitelkeit des Lebens und die Flucht aus der unerquicklichen Wirklichkeit in die abgeschiedene Ruhe einer Idylwelt, in die der Streit der Interessen und Leidenschaften kaum wie ein gedämpftes, leises Geräusch hineinschallt.

Im Jahre 1872 veröffentlichte Morris eine Art von Drama: „Love is enough, or the freeing of Pharamond, a morality.“ Das Thema ist die Macht der Liebe; und nach Art der mittelalterlichen Moralitäten wird dieses Thema in Gedichten, Erzählungen und dramatischen Szenen, in denen unter den handelnden Personen auch die Tugenden und Laster auftreten, ausgeführt. Trotz aller aufgewandten Kunst ist das Ganze doch nicht viel mehr als eine antiquarische Spielerei, die nur von wenigen literarischen Feinschmeckern genossen wurde. Die Höhe seines poetischen Schaffens erreichte er dagegen in dem Epos: „The Story of Sigurd the Volsung, and the Fall of the Niblungs“. (1876) Die nordische Sage hatte ihn schon lange angezogen. Ihr männlich trotziger Ton, ihr düsterer, todesverachtender Fatalismus war ihm sympathisch und verwandt. Mit gewohnter Energie warf er sich auf das Gebiet und übersehte zusammen mit einem isländischen Gelehrten, Eirik Magnussen, mehrere Sagas. Dann reiste er selbst nach Island und kehrte zurück, voll von Gefühlen der Bewunderung für die erhabene Natur dieses Landes und von Gefühlen der Trauer über seine heutige Bedeutungslosigkeit im Gegensatz zu der geschwundenen einstigen Größe. Die Frucht dieser Studien und Eindrücke war das Epos, in dem er an der Hand der Volsunga-Saga die Geschichte Sigmunds, seines Sohnes Sigurd und den Fall der Nibelungen darstellt. Wunder, Zauberei und Verwandlungen spielen eine große Rolle; und die symbolische Bedeutung der Sage, der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Nacht und Tag, breitet über das Ganze einen eigenartigen, geheimnißvollen Reiz. Morris verschmäht es auch hier — abweichend von Tennyson in seiner Behandlung der Artus-Sage und Wilhelm Jordan in seinen Nibelungen —, den Stoff dem Zeitgeschmacke anzupassen. Die Charakteristik ist einfach und klar. Der krankhaften Seelenzergliederung unserer Zeit soll durch die Darstellung ungebrochener und unbezähmter Leidenschaften entgegengewirkt werden. Abgesehen von kleineren, meist politischen Gedichten hat Morris später nichts Poetisches mehr hervorgebracht. Andere Interessen traten ihm in den Vorber-

grund. In der Einleitung zum „Earthly Paradise“ hatte er sich mit einer selbstfreien Resignation, unter der in Wahrheit aber die Ungebild eines leidenschaftlichen Temperamentes brodelte, als „einen Träumer von Träumen“ bezeichnet.

Als er beinahe fünfzig Jahre alt war, warf er aber diese Resignation von sich und stürzte sich mitten hinein in die politische Agitation. Im Gedächtniß der englischen Arbeiter lebt Morris nicht als „der müßige Sänger eines leeren Tages“ und auch nicht als der Reformator des Kunstgewerbes, sondern als sozialistischer Volkskredner und Journalist, als Vertheidiger der Rechte der Enterbten gegen die herrschenden und besitzenden Klassen. Sein Sozialismus entspringt aus der Liebe zur Kunst und zur Schönheit und seinem Haß der modernen, auf die private Konkurrenz, Maschinen- und Massenarbeit gegründeten Civilisation. John Ruskin, den die Kunstkritik und Aesthetik allmählich zu einer Kritik der gesammten kapitalistischen Gesellschaftsordnung geführt hatte, war hier sein großer Lehrer. Was sollte alle politische Freiheit und Volksbildung nützen, so lange die Mehrzahl der Menschen gezwungen wäre, in mechanischer Arbeit, überanstrengt und von drückender Sorge umkränkt, ein aussichtsloses Dasein zu führen? Eine wirkliche Volkskunst konnte nur auf dem Boden einer Gesellschaftsordnung wiedererblühen, die dem Arbeiter die wirtschaftliche Freiheit gäbe, die seine Arbeit wieder belebte, sie ihm erfreulich und zu einer Deryenssache machen würde, an der sich sein individuelles Können bethätigte. Und eine solche Möglichkeit schien ihm die Lehre Margens und seiner Schüler zu verheißen. Nachdem er einmal zu dieser Ueberzeugung gelangt war, traten ihm alle literarischen und künstlerischen Interessen in den Hintergrund. In Wort und Schrift, in Zeitungen und Büchern, durch Vorträge vor Gebildeten und vor Arbeitern, an den Straßenecken und auf den öffentlichen Plätzen wirkte er für das neue Ideal. Sein Enthusiasmus war zugleich rückschauend nach dem Mittelalter hin und sehnsüchtig vorwärtsblickend in die Zukunft, zugleich romantisch und revolutionär. Den vollendetsten Ausdruck fanden diese Stimmungen in dem visionären Roman „A dream of John Ball“ (1887). Sein Glaube ist symbolisch dargestellt in einer wunderbaren Scene: der mittelalterliche Rebell und Mystiker John Ball und der moderne Sozialist reichen einander in der Kirche, deren Steinfliesen mit den Leichen der von den Bauern erschlagenen Ritter bedeckt sind, im fahlen Lichte der Morgendämmerung über der weißen Mohoblume die Hand. Konkreter dargelegt hat Morris seinen Zukunftstraum in dem Buche „News from Nowhere“ (1891), das er im Gegensatz zu Bellamys bekanntem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ schrieb. Während der Amerikaner das Heil in einer immer weiteren Entwicklung der Technik, einer ungeheuren Centralisation und Arbeitersparniß sieht, schwebt Morris ein ganz anderes Zukunftsbild vor: eine Gesellschaft, in der es keine Maschinen, keine Eisenbahnen und Fabriken mehr giebt, in der die großen Städte verschwunden sind und in der mit der Abschaffung des Privateigentums Verbrechen, Haß und Zwietracht der Freude am physischen Dasein und der Lust an gesunder Arbeit Platz gemacht haben. Er führt uns ein Idyll, ein Paradies ländlicher Unschuld ohne Polizei und Gefängnisse, ohne Richter und Advokaten, ohne Schulen und ohne Regierung vor, in dem die Angelegenheiten der Gemeinschaft in engstem Kreise ohne Streit und Unruhe geregelt werden. Würde der Autor selbst, er, der ewig Unruhige, in einem solchen Arkadien sich wohl gefühlt haben?

Seine „Signs of Change“ (1888), eine Sammlung von Vorlesungen, seine zahlreichen Aufsätze, Pamphlete und Gedichte, die der sozialistischen Sache gewidmet waren, versuchen sämmtlich die schwierige Synthese zwischen seinem künstlerischen und politischen Idealismus herzustellen. Nachdem die praktische Wirksamkeit als Parteimann ihm verschiedene Konflikte und Enttäuschungen gebracht hatte, sammelte er einen kleinen Kreis von Anhängern, die sogenannte „Hammersmith Socialist Society“, wofür er sich um sie und hielt da Vorträge über Sozialismus, Kunst und Literatur. „Erziehung zur Revolution“ wurde jetzt sein Losungswort. Er vertraute auf den langsamen, aber breiten und sicheren Fortschritt der Ideen und sah mit Freude den Sozialismus im englischen Bürgerthum geistige Wurzeln fassen. Die englische Arbeiterbewegung verdankt ihm durch die innere organische Verbindung mit den Idealen der Kunst ein hohes kulturelles Element, ein starkes Gegengewicht gegen die Auswüchse des Materialismus. Sein Beispiel, die Macht seiner glänzenden Persönlichkeit werden noch lange in diesem Sinn wohlthätig fortwirken.

In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich dann wieder der Literatur zu und schrieb eine Reihe von romantischen Erzählungen in einer poetischen alterthümlichen Prosa, die dem Stoff und der Einleitung nach an die isländischen Sagas erinnern, während der zarte poetische Hauch, der über ihnen ruht, ganz die Zugabe seines Genies ist. „A tale of the House of the Wolfings“, „The roots of the mountains“, „The story of the Glittering Plain“, „The Well at the World's end“ sind die Titel einiger dieser Prosagebichte. Die Gattung war in England ganz neu und fand großen Anklang; sie erinnert an die deutschen Romantiker aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, an Fouqué, Ahim von Arnim und Tieck. Neben diesen Arbeiten und zahlreichen Uebersetzungen — er übersetzte Virgil, Homers Odyssee, den Beowulf und Anderes — ging auch seine praktische dekorative Thätigkeit ununterbrochen fort. Er begann sogar ein neues Unternehmen: künstlerischen Buchdruck und künstlerische Buchausstattung. Er stellte in seinem Hause in Hammersmith eine Druckerpresse, die sogenannte „Kelmscott Press“, auf, zeichnete und schnitt selbst die Lettern, Initialen und Verzierungen und druckte seine eigenen Bücher und andere Bücher aus alter und neuer Zeit. Besonders eine Ausgabe seines Lieblingsdichters Chaucer, die von Burne-Jones illustriert worden ist, wurde ein wahres Wunder des Buchdrucks und der Buchbinderkunst. Auch hier wurde Morris ein Reformator, da er diesen ganzen Zweig des Kunstgewerbes neu belebte.

Als er am dritten Oktober 1896 starb, war seine letzte romantische Erzählung noch unvollendet und die „Kelmscott-Press“ in voller Thätigkeit. In seinem Wesen war keine Spur von dem Pessimismus, der Zweifelsucht und krankhaften Selbstbespiegelung unseres überreifen Zeitalters. Er war ein Mann aus einem Guß, wenn auch oft hart und einseitig im Denken und Handeln, und diese großartige Geschlossenheit seiner Persönlichkeit war es, die ihn als den Propheten der Schönheit mitten unter einer Generation aufrecht erhielt, der die Jagd nach dem Gelde, dem greifbaren Tagesvortheil, als Höchstes galt.

Dr. Philipp Kronstein.



Schönheitsfrevel.

Sah ich da neulich in Gedanken versunken in dem Museo Nazionale dello Terme in Rom vor dem in Subiaco gefundenen Marmortorso des knienden Jünglings, einem Werk, das ganz vom Adel griechischen Schönheitsempfindens beseelt ist. Wie er da auf das linke Knie gesunken ist, den Rücken vorgebeugt hält, die Arme offenbar abwehrend oder flehend ausstreckt! Ich glaube, den leise geöffneten Mund zu sehen, obgleich das blinde Schicksal nicht einmal einen Rest des Kopfes erhalten hat; und mir ist, als hörte ich ihn die Worte rufen: „O steh mir bei, Geliebter!“ (Plutarch *Gröt.* XVII), die Sophokles einem der Niobiden in den Mund legte. Auch der bekannte Archäologe Wolfgang Helbig in Rom meint, daß der Jüngling, von einem Schreckniß bedroht, um Gnade flehe. Aber so unsicher diese Deutung sein mag: über jeden Zweifel erhaben ist die Schönheit, die der Künstler hier zum Ausdruck gebracht hat. Die schwierige Stellung, wie ist sie wunderbar harmonisch gelöst! Keine Circumständlichkeit wie beim borghesischen Fescher und wie bei so vielen modernen plastischen Kunstwerken, die anatomisch prahlen und doch nur Unkenntniß verrathen.

Was der Künstler hier gebildet hat, ist dem Leben abgelauscht. Das war kein Modell aus der Gladiatorenkaserne oder vom künstlerischen Wochenmarkt oder aus der Fabrik, das für die Stunde bezahlt wird. Das sind die Formen eines edleren Menschenbildes; vielleicht war es ein Freund des Künstlers selbst; hat doch auch Pheidias seinen Viebling Pantarkes dargestellt.

Fast hätte ich vergessen, daß neben mir etliche Damen und Herren das Werk betrachten; denn es steht mitten im Saal, ist im Bädeler mit zwei Sternen ausgezeichnet und der Museumsdiener fühlte sich verpflichtet, das berühmte Bildwerk auf seinem drehbaren Sockel zu bewegen. Wie zart verläuft da die weiche Linie des Bauches in den linken, zurückgestreckten Schenkel! Wie maßvoll angespannt ist das Knie des eingezogenen rechten Beines! Und nun die nach innen geschwungene Linie des Rückens, die wieder in die Wölbung der Lenden anschwillt, und darüber die beiden Gräbüchen . . . Alles Das schauen auch meine Nachbarn mit Entzücken an. Weiß Gott, mir scheint dieser Marmor so durchsichtig, so lebendig . . . Ich glaube, den warmen Athem wirklichen Lebens zu spüren. Aber wie, wenn das Kunstwerk „wirklich“ würde? Ob meine kunstverständigen Nachbarn, Männlein und Weiblein, dann noch ein Wort der Bewunderung fänden? Ei, das Entsetzen über eine so häßliche Unanständigkeit, das es da gäbe! Freilich, im stillen Stüblein der geheimen Gedanken wäre vielleicht auch dann das Entsetzen gar nicht sehr groß; aber man thäte doch so. Wenn einem dieser korrektesten Herren nur das Geringste mit seinem Anzug widerfahre, etwa, daß eine Naht verrätherisch platze . . . Gäbe Das ein Erzdähen!

Aber — so wird man mir einwenden — es ist doch ein Unterschied zwischen der Kunstnacktheit in den Museen und der modernen, bekleideten Menschheit! Gewiß, gewiß! Die Alten brauchten ja auch keine Museen und Galerien; man sah eben genug Schönes im Leben. Die natürliche Schönheit ist heute nur für die Eingeweihten, die Künstler und die Anatomen vorhanden; und der Künstler zeigt uns das Abbild . . . seines Modells. Aber diese Modelle sind sehr zweifelhafter Natur, . . . abgearbeitetes Allgemeingut, sei es aus dem Vorräum der

berliner Akademie oder von der spanischen Treppe in Rom. Da hatten es die vielgepriesenen Herren der Renaissance noch besser, zum Beispiel ein Tizian, der die Herzogin von Urbino als Venus malte.

Aber hat denn der Weltkünstler dieses adamitische Geschlecht deshalb mit blühender Pracht des Leibes versehen, auf daß er als Kleiderstod diene? Warum soll die selbe Schönheit, die in den Museen von den hohen Regierungen protegirt und gehogt wird, sobald sie in der Wirklichkeit austritt, so verderblich sein? Welcher Gegensatz, wenn der Staat nackte Bildwerke in öffentlichen Sälen den Blicken von Groß und Klein ausstellt, aber gelegentlich wegen eines entblößten echten Beines den Staatsanwalt in Bewegung setzt! Hier die tote Schönheit, die in den Konservenbüchsen der Museen respektvoll aufbewahrt wird, und dort die lebende Schönheit, die mißachtet und verfolgt wird, wo sie im Sonnenlicht athmet. Das ist eine barbarische Halbbildung, aber kein organisches Zusammenwirken von Natur und Kunst, wie es in Hellas stattfand. Da prangten die schönen Bildwerke aus Marmor und Erz in Olympia, als wären sie ein Theil des Lebens selbst; an den Tagen der nationalen Wettkämpfe konnte sich Jeder überzeugen, daß jene kunstvollen Gestalten nur in Marmor und Erz geronnenes Leben waren, und täglich boten Palästra, Bäder und Strafe dem Beschauer die Urbilder dieser Kunst.

Heute hat der allmächtige Schneider, was unsere äußere menschliche Formwelt betrifft, den menschenbildenden Gott verdrängt. Ist es nöthig, daß die Kleidung so jegliche Form verhälle? Noch das fünfzehnte Jahrhundert erfreute sich, wie die Bilder Fiorenzos di Lorenzo so hübsch zeigen, eines dem Maler durchaus erwünschten Kostümes, das auch für die Plastik günstig war. Erst unser demokratisch spießbürgerliches Jahrhundert bestimmte für Jedermann die selbe geschmacklose Kleidung zu Gunsten der Häßlichkeit und zeitigte im Leben eine pharisäische Angst vor der selben menschlichen Form, die man in toter Starre bewundert. Die Schönheit in der Wirklichkeit wird offiziell kaum mehr bewertzet, während sie in Stein und Bild mit Gold aufgewogen wird, — besonders, wenn sie vom Alter geschwärtzt ist. Daher ist auch der ursprüngliche Werthmesser für Schönheit, der das Geschlecht nicht unterscheidet, das Allgemeinempfinden für die Schönheit, verloren gegangen. Man läßt sich von Kunsthistorikern und Kritikern sagen, was schön ist, und die Herren wissen es nur zu häufig selbst nicht, weil sie nichts davon empfinden. Die Schönheit liegt im harmonischen Verhältnis der Formen und Linien, nicht in übertriebenem Charakterausdruck und forcirter Weistigkeit. Nur das wechselnde Spiel schöner Formen erhält den Schönheitssinn. Und Das kann nur das Leben bieten, das Leben ohne Rock und Beinkleider oder noch intimere Unterscheidungszeichen der Gattung. Die Schönheit ist ungeschlechtlich, freilich aber trotzdem sinnlich. Wer Das nicht versteht, der fählt eben die Schönheit nicht, mag er auch für eine Venus oder einen Ganymed schwärmen.

Es gab eine Zeit, da man der individuellen Schönheit, als einer menschlichen Blüthe gleich Kunst und Wissenschaft, Denkmäler setzte. So erzählt Pausanias, dem Kylon sei eine eiserne Statue gesetzt worden, weil er überaus schön war. Wie hoch die lebendige Schönheit den Griechen galt, geht auch daraus hervor, daß, wie Theophrast bei Athenaios erzählt (XII, 609b, 610a), bei den Ältern ein Wettkampf stattfand, der dem Schönsten Waffen als Preis

eintrug. Nach Dionysios von Leuktra wurde der Schönheitssieger in Athen mit einer Stirnbinde geschmückt. Und von der Dichterin Korinna aus Tanagra erzählt Pausanias, sie habe einen Sieg davongetragen, weil sie das schönste Weib ihrer Zeit war. Phryne verdankte ihrer Schönheit den berühmten Freispruch, als sie der Verachtung Aphroditens angeklagt war. Mehr als einmal wird uns durch Pausanias auch berichtet, daß Knaben aus angesehenen Familien um ihrer Schönheit und kräftigen Blüthe willen auf ein Jahr zu Priestern gewählt worden seien, entweder des ismenischen Apollon oder gar des Zeus (IX, 10 und VII, 24). Das Alles bezeugt ein Schönheitsempfinden, das der Reifeit in unserer Zeit ganz abhanden gekommen ist. Mit Recht sagte der verstorbene Direktor der breschener Antiken und Historischen Sammlungen, Hermann Fetsner, in seinen „Griechischen Reisebüchern“: „Gerade hier (in Athen), wo sich uns unwillkürlich der Vergleich mit dem Alterthum fortwährend aufdrängt, fühlt man es lebhafter als irgendwo anders, was für eine unausfüllbare Kluft uns von der gesunden Schönheit der alten griechischen Welt trennt und wie läppisch und kindisch das Alles ist, was sich in unserer heutigen Bildung als Schönheit und Poesie des Lebens spreizt“. Läppisch und kindisch ist vor Allem das Verhältniß zwischen Kunst und Wirklichkeit, das wir sanktionirt haben. Haben doch sogar die Heiligen Väter die nackte Schönheit in ihre Mauern aufgenommen und Leo der Dreizehnte hat noch einen nackten Apollo für den Braccio Nuovo gestiftet. Auch der nackte Semo Sancus ist ein Geschenk dieses Papstes. Möchten doch die rigorosen Herren vom Centrum sich ihren klugen Oberhirten zum Vorbild nehmen! Noch eine Verkehrtheit, die ganz besonders in Italien auffällt, ist das Verdecken der Statuen an der unterscheidendsten Stelle, — was gerade an männlichen Figuren geschieht. Entweder die Leute wollen damit ironisch andeuten, daß es heute gleichsam eine Schande und Schmach ist, dem männlichen Geschlecht anzugehören, oder aber sie bekunden damit ihre und ihrer Frauen Uebererregung, die so groß sein muß, daß sie kein schönes Kunstwerk männlichen Geschlechtes betrachten können, ohne in eine Art von Brunstfaserie zu verfallen. Wie lächerlich berührt es Einen in Neapel, wo man nur wenige Schritte aus den kühlen Hallen der Kunst ins Freie zu thun braucht, um die lebenden, allerdings oft auch sehr unschönen Gestalten, jene gefürchteten Körpertheile offen zur Schau tragen zu sehen. Die selben Damen, die Alles so „shocking“ finden, schauen sich am Kai des Golfes einem spliternackten Burschen, der wahrlich kein Amorino mehr ist, als eine neapolitanische Sehenswürdigkeit an. Sogenannte obszöne Figuren, die einem naiven Naturgefühl entsprungen sind, werden ängstlich unter doppeltem Verschluß gehalten (Pompeji, Haus der Bettler) oder in einem Gabinetto oscenico aufgestellt, auf das die Hüter der Museen aber mit einem verständnißvollen Augenblinzeln aufmerksam machen. Hermaphroditen bettet man in Chambros séparés (Galerie der Thermen); und doch treten dann Alle, auch die Damen, für ein kleines Sündengeld an den Lustoden ein. Gott sei Dank: in Berlin läßt man diese unanständige Prüderie nicht und auch die Priaposherme steht da, wie sie ist, offen zur Schau.

Sint, ut sunt, aut non sint! Sie sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein! Ganz so weit ist der Vatikan bisher nicht gekommen. Einstweilen sind die Bildwerke nicht, wie sie sind, sondern arg verstümmelt; ja, ihre Männlichkeit ist sogar

oft mit Gips verkittet, so daß man meinen könnte, sie hätten insgesammt Bruchschäden. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn zum Beispiel auf einem schönen Brunnenrund (Putéal) die Figuren des Bacchuszuges bald ohne Bandage sind, und zwar Satirgestalten, deren erregte Sinnlichkeit höchst auffällig zu Tage tritt, bald verschmiert und verhöllt, und zwar noch dazu Putten, kleine Knäblein! Was soll man zu der Blechhülle sagen, die man der knidischen Aphrodite umgelegt hat, jener herrlichen Schöpfung unbewuhter Schamhaftigkeit, gegen die die Venus von Medici eine Courtesane ist, deren absichtliche Schamgeberde man unmöglich ernst nehmen kann! Endlich muß ich noch gar eines Putcals gedenken, das die Geburt des Bacchus im Relief darstellt und Silen und Faun mit einem Fell bekleidet zeigt, bis genaueres Nachsehen ergiebt, daß nur eine schlaue Restauration in getöntem Gips dem flüchtigen Blick die vorgenommene Fälschung verdeckt. Wertwürdiger Weise heißt der samose Ergänzter, der Direktor der Galerien: Galli. So hießen auch die entmannten Priester der Kybele! Es hieße nur, den reinen Sinn ehren, wenn solche Geschmacklosigkeiten und Kunstverstümmelungen beseitigt würden. Ein Papst Julius der Zweite würde sie mit Unmuth betrachten und sie sind nur eines Caraffa würdig, der das Jüngste Gericht Michelangelos „anständig“ befleckten ließ. Nicht alle Päpste sind eben eines Sinnes gewesen.

Ich kann nicht genug betonen, wie wohlthuend dagegen in Berlin die anständige Nacktheit der Gestalten berührt, um einen goethischen Ausdruck zu gebrauchen. Man denke, abgesehen vom Museum selbst, an die Schloßbrücke, an die Knabenfiguren am Sockel des Goethe-Denkmal's im Thiergarten u. s. w. In München huldigt man leider noch zu viel dem grünen Feigenblatt auf welchem Grunde, — wohl nicht nur um der Farbenstimmung willen.

Rom.

Elisar von Kupffer.



Selbstanzeige.

Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Bearbeitet und herausgegeben von R. Fick unter Mitwirkung von Hanns Freiherrn von Gumppenberg u. A. Berlin und Leipzig, Hans Ludwig Thilo.

Der Amerikaner James Morgan Dart erzählt in seinem sehr lesenswerthen Buch über „Die deutschen Universitäten“, daß er bei seiner Ankunft in Göttingen im August 1861 lange nach der Universität gesucht habe; er habe sich auf seinem

ersten Spaziergange um den Wall von Göttingen immer wieder gefragt: „Wo ist denn die Universität?“ Da ihm das Bild eines englischen College vorschwebte, habe er erwartet, irgend ein sichtbares Zeichen der Universität zu finden, eine Kapelle, große, die Schlaffsäle und Arbeitsräume umfassende Gebäudekomplexe; vergebens habe er sich nach einem Versammlungplatz für Professoren und Studenten umgesehen, wo er sich hätte hinstellen und nach allen Seiten blickend hätte ausrufen können: „Das ist die Universität!“ Allmählich sei er dann mit einzelnen zur Universität gehörigen Einrichtungen bekannt geworden, mit der Sternwarte, dem Theatrum Anatomicum, dem Botanischen Garten, dem Kollegienhaus und dem Schwarzen Brett u. s. w. Aber alle diese Dinge, hebt er mit Recht hervor, seien nicht die Universität an sich, sondern nur ihre disjecta membra; die Universität selbst sei ein für die Sinne nicht wahrnehmbarer, dennoch aber sehr lebenskräftiger Organismus, der von einem rein geistigen, darum aber nicht minder starken Band zusammengehalten werde.

Wie der Amerikaner Hart, so dürfte sich Mancher, namentlich unter Denen, die als zukünftige eines academioli zum ersten Male eine Universitätstadt betreten, die Frage vorlegen: „Wo ist denn eigentlich die Universität und was ist sie?“ Daß das Kollegienhaus mit der Aula und den Auditorien, die der Professor mit dem Schläge des akademischen Viertels betritt, um seinen mehr oder weniger verständnißvollen Hörern über irgend eine schwierige Materie eine Vorlesung zu halten, allein nicht die Universität ausmacht, pflegt dem Studenten schon im ersten Semester klar zu werden. „Aber was ist denn die Universität?“ Eine richtige und erschöpfende Antwort auf diese Frage läßt sich nicht mit wenigen Worten geben, sie kann nur gewonnen werden aus dem vollen Verständniß der geschichtlichen Entwicklung unseres gesammten Hochschulwesens.

Raum irgend eine unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen wurzelt so sehr in der Vergangenheit wie die deutschen Universitäten. Natürlich ist die heutige Universität nicht mehr das Selbe, was die universitas des Mittelalters war, deren ursprüngliche Verfassung auf der korporativen Organisation der im Ausland befindlichen deutschen Scholaren beruhte. Schritt für Schritt, nicht sprungweise, sondern stets den Zeitverhältnissen und ihren Bedürfnissen sich anpassend, hat sich dann aus der Gemeinschaft der Scholarenkorporationen immer mehr die universitas im Sinne eines mit allen vier Fakultäten versehenen Lehrinstitutes herausgebildet. Allmählich verschwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft und die Universität wurde zu einer unpersönlichen, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehenden Lehranstalt. Mit dem Erstarken der landesherrlichen Gewalt im sechzehnten Jahrhundert und späterhin mit der Ausbildung des absolutistischen Staates wurde die Universität immer mehr ihrer Selbständigkeit beraubt und zu einer staatlichen Bildungsanstalt gemacht. Das ist ja auch heute ihr vorwiegender Charakter, der aber doch, da der Universität in der Lehrfreiheit der Professoren und in der Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten ein großer Theil der früheren Selbständigkeit wiedergegeben ist, manche Züge mit der freien Körperschaft des Mittelalters gemein hat. Wie der ganze Charakter der Hochschule, so erhalten auch ihre Einrichtungen volles Licht erst durch eine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise. Die Bedeutung des Verwaltungsapparates, des Lehrkörpers, des Studienganges, der Examina, der aka-

demischen Grade, der Universitätgerichtsbarkeit: das Alles lernt der Laie und der junge Student erst verstehen, wenn er sich mit der Entstehung dieser Einrichtungen bekannt macht und sich in ihr allmähliches Wachsen und Werden vertieft.

Aber ist denn der Inhalt unseres Hochschulwesens mit der Kenntniß dieser akademischen Institutionen erschöpft? Gewiß nicht; so wenig wie im Mittelalter ein Unterschied bestand zwischen Professoren und Studenten, zwischen Lesenden und Lernenden, vielmehr Beide in ihrer Zusammengehörigkeit die *universitas* bildeten, so wenig läßt sich eine Geschichte des Universitätswesens von dem Studententhum und seiner Entwicklung trennen. In der Burschenwelt mit ihren zum Theil sehr alten Sitten und Gebräuchen hat sich ein schönes Stück deutscher Volksart bis auf unsere Tage erhalten. Zwar wird Niemand behaupten wollen, daß die Vorgänge innerhalb des studentischen Mikrokosmos — das Kneipenleben, die Konventsverhandlungen, die parlamentarischen Reden in den Studentenversammlungen, das Mensurwesen, die Geschichte der Korporationen — weltbewegende Dinge seien; als solche erscheinen sie wohl nur dem Studenten selbst und auch ihm nur, so lange sein Blick nicht über die *pro patria*-Interessen seiner Verbindung hinausreicht. Wer wollte aber auf der anderen Seite leugnen, daß unsere akademische Jugend stets ein getreuer Spiegel der Weltbegebenheiten gewesen ist und stets gewissermaßen den Probierstein geistiger Strömungen abgegeben hat? Wer wollte es ihr vergessen, daß sie durch ihre ideale Lebensauffassung und ihren echten Patriotismus auf die Gestaltung unseres geistigen und politischen Lebens von größtem Einfluß gewesen ist? Darum verdient in einer Geschichte des Universitätswesens auch das Studententhum, so sehr dem studentischen Thun und Treiben die Schlacken des Unfertigen, in der Sphäre Begriffenen anhaften, in den Kreis der Betrachtung gezogen zu werden. Auch diese Seite des deutschen Hochschulwesens kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man sie im Lichte der Vergangenheit betrachtet; erst dadurch gewinnt Vieles von Dem, was einem ferner Stehenden leicht als tote Form oder gar — wie die studentische Mensur — als ein Rest mittelalterlicher Barbarei erscheinen kann, an Bedeutung und Leben. Gerade heutzutage, wo man so sehr dazu neigt, an unseren Universitäten herumzumodeln und ihren Werth für die Erziehung unserer akademischen Jugend herabzusetzen, thut es bisweilen gut, den Blick rückwärts zu wenden und die Erklärung und Daseinsberechtigung des Gegenwärtigen in der Vergangenheit zu suchen. Das ist das Hauptziel des Buches. Es will in das allmähliche Werden des heute Bestehenden, in den Geist unserer Väter, die uns als ein reiches Erbe den Schatz, den wir in unseren Universitäten besitzen, hinterlassen haben, einen Einblick verschaffen, damit die heranwachsende Generation, ohne darüber die Anforderungen des heutigen Lebens zu vergessen, sich stets voll Pietät der Größe und schlichten Erhabenheit des von unseren Vorfahren geschaffenen Werkes bewußt bleibe.

Dr. Richard Fild.



Schwarze Tage.

Der Bankdirektor Dr. Georg von Siemens hat seinen Genossen im Reichstag ein hübsches Kolleg über die Organe des internationalen Geldverkehrs, über die Bedeutung der Assoziation des Kapitals und über die Wechselwirkung von Kapital und Politik gehalten. Aber er wählte das falsche Katheder. Was er da von der Vorbereitung politischer Aktionen durch die Finanzkräfte in einem großen Staat, von der finanziellen Verkehrsfreiheit als politischem Machtmittel so behaglich erzählte, Das gehörte in eine Handelsakademie und nicht in den Reichstag, dem Herr Dr. von Siemens als Vertreter eines ländlichen Wahlkreises der Provinz Sachsen angehört und dessen Tribüne er ja sonst nicht übermäßig in Anspruch nimmt. Sollte der Reichstag nicht doch eine überflüssige Einrichtung sein, die den paar Regierenden nur die Arbeit erschwert? Im Heiligen Russland, das sich noch ohne das lästige Gepäck des Konstitutionalismus mit seinen altnobilschen Biercathen behilft, denkt der Minister nicht daran, die petersburger oder moskauer Börse durch Umsatzsteuern zu bedrücken und neue Stempel mit unbequemen Kontrollen einzuführen. Im Gegenteil: in einer Zeit, wo es den Banken und Industriegesellschaften, die zu scharf ins Zeug gegangen sind, schwer fällt, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, plündert die Regierung den Staatsschatz und schießt den Nothleidenden Millionen über Millionen Rubel vor, ohne einen Termin für die Rückzahlung festzusetzen, — vielleicht, weil die russischen Bankiers ohnehin ein schlechtes Gedächtniß für ihre Leistungen haben.

Nicht Börsenfeindschaft führt in Deutschland zur Einschränkung des Bank- und Börsenverkehrs, sondern die unabweisbare Nothwendigkeit, das Ansehen der deutschen Flotte in der Südsee oder auch gar im nördlichen Eismeer zu stärken. Das Volk weiß noch gar nicht, wie weit seine wirtschaftlichen Interessen — natürlich nur die wirtschaftlichen — reichen. Denn nur wirtschaftliche Gründe fordern die Beschäftigung unserer Werften und Maschinenfabriken mit dem Bau neuer Schiffe, Kessel u. s. w. Die Aktien dieser industriellen Unternehmen werden an den Börsen gehandelt. Daraus folgt, daß, um die Beschäftigung der Werke zu ermöglichen, ihnen die Unterbringung ihrer Aktien — Das heißt: die Beschaffung der zur Aufrechterhaltung der Betriebe nothwendigen Mittel — nach Kräften erschwert werden muß. Zwar würde der ganze Börsenkram, selbst wenn sich der Verkehr in den selben Grenzen wie zur Zeit der schon wieder weichenden wirtschaftlichen Hochfluth bewegte, nur ein paar Hunderttausend Mark einbringen können, während die Marineausgaben nach dem neuen Flottengesetz in den Jahren 1901 bis 1919 ein Mehr von 1490 Millionen Mark erfordern. Aber mit der Börsensteuerung ist wenigstens ein verheißungsvoller Anfang gemacht. Ein Sümmschen steuern auch Porter, Pale-Ale und Pilsener Bier, Konnoffemente und Votterielose bei. Das macht auf den „Mittelstand“ einen guten Eindruck.

Zimmerhin hat der Flottenlärm die deutschen Banken veranlaßt, einander ihr Herz zu enthüllen. Das kann für spätere Zeiten von Werth sein. Der „Verein deutscher Banken“, der bisher mit Absicht ein sehr zurückgezogenes Leben führte, weil die großen Herren unter sich sein wollten und es ihre Kreise nur geführt hätte, wenn sich mit ihnen der kleine Bankier, den sie als sichere Beute für künftige Mahlszeiten betrachteten, an den selben Tisch gesetzt hätte, dieser Verein,

von dessen Bestehen kaum Jemand außer den paar Mitgliedern eine Ahnung hatte, hat endlich begriffen, daß es auch unter den Bankiers und Banken gemeinsame Interessen giebt und daß nicht die Einen weitausschauende Pläne aushecken können, wenn nicht die Anderen an deren Vorbereitung mitwirken dürfen, daß es aber vor Allem gemeinsame Feinde giebt, die gemeinsam bekämpft werden müssen. Jetzt haben sich endlich die Großbanken von den Prunktischen erhoben; ihnen ist doch etwas kalt in ihrer Einsamkeit geworden und sie girten um die Gunst der Kleinen, die natürlich beglückt sind, sich auch einmal umworben zu sehen, und willfährig die Patschken in die sich ihnen bietende Lage legen. Der Begriff „Interessenvertretung“ ist kein lehrer Wahr. Die goldenen Zeiten sind dahin, wo ein allwissender Landesvater das Wohl aller Unterthanen, die er als Landeskinder betrachtete, im fühlenden Busen hegte. Jetzt muß man, zumal in wirtschaftlichen Angelegenheiten, sich selbst seiner Haut wehren; wer bescheiden bei Seite steht, muß sich gefallen lassen, niedergetreten zu werden. Der Handel dünkte sich lange zu vornehmen, um sich, obwohl er seine Waaren stets auf dem Markt feilbot, auch selbst auf den Markt zu stellen und den Vorüberwandelnden seine Meinung zu sagen. Bleibt er bei seiner Zurückhaltung gegenüber der Gesetzgebung, so darf er nicht klagen, wenn sie ihn entweder bei Seite schiebt oder drangsalirt. Der Handel darf nicht nur patriotische Phrasen sammeln, die ihm kaum Jemand glaubt; er muß laut seine Wünsche äußern und über seine Bedürfnisse die Gesetzgeber aufklären. Lange, gar zu lange hat es gewährt, bis der Deutsche Handelstag sich darauf befaß, daß er die Interessen von Handel und Industrie wahrzunehmen habe. Er war eingeschlafen und wählte, seine Würde forderte, daß er sich nur in akademischen Reden um die Weltverhältnisse kümmere. Jüngere Organisationen haben ihm die Kappe von den Augen gezogen und nun blinzelt er scheu dem Tageslicht entgegen und muß sich reformiren, um eine Vertretung der Industrie und des Handels zu werden. Selbst die Pössiſche Zeitung erwacht. Sie beginnt, die Zeit zu verstehen, wenn auch Herr Gottſchold Ephraim ob der modernen Anwendungen seiner Redakteure entsezt sein und den Untergang der Welt befürchten mag. Da so die Toten erwachen, regen sich natürlich auch die Banken und bilden eine Großvork und Kleinvieh umfassende Schutzvereinigung. Wenn sie aber mehr als ein Name sein soll, dann muß sie sich auch der Interessen der deutschen Gläubiger ausländischer, nicht zahlungsfähiger Staaten annehmen und in ähnlicher Weise zu wirken suchen wie in London der Council of foreign bondholders, der ein Sammelpunkt all Derer ist, die mit überſchuldeten Königreichen und Republiken ein Pflänzchen zu pflanzen haben.

Deutschlands Kapitalisten mögen einen noch so großen Besitz an den Anleihen eines anderen Staates aufweisen: sie haben doch nicht das Recht, bei Konventionen oder sonstigen Zinsschmälerungen ein Wort mitzureden. In England und Frankreich giebt es eine Stelle, wo sich die Gläubiger anderer Staaten zusammenfinden und durch gemeinsame Vorstellungen einen Druck auf ihre Schuldner üben; lassen die Mächte die ihnen gemachten Vorstellungen unbeachtet, so dürfen sie nie wieder auf den Erfolg einer Anleihe in diesen Ländern rechnen. Bei den Verhandlungen über die Ordnung der spanischen Finanzen, die noch immer nicht erledigt ist, muß Deutschland, trotz seinem großen Besitz an spanischen Werthen, sich von England und Frankreich ins Schlepptau nehmen lassen, weil eine deutsche

Interessvertretung fehlt. Man gehen aber die von Frankreich aufgestellten Forderungen nach einer ganz anderen Richtung als die der deutschen Gläubiger Spaniens. Die pariser Bankiers wollen unter allen Umständen die iberische Halbinsel schnelligst zu neuen Geldgeschäften fähig machen, weil dabei den Vermittlern um so höhere Gewinne zufallen, je schwieriger es ist, das Geld aufzubringen, und je geringer die Sicherheit der Gläubiger sich gestaltet. Den Besitzern der alten spanischen Anleihen aber ist hauptsächlich daran gelegen, daß ihnen das einmal leichtsinnig geopfert Kapital mit den Zinsen gesichert wird, nicht aber daran, daß immer neue Schulden aufgehäuft werden, ohne daß die Deckung verstärkt wird. Schwillt die Zinsenlast durch unaufhörlich neue Verpflichtungen an, so erliegt das ohnehin ausgepreßte Land diesem Druck und befriedigt schließlich weder den alten noch den jüngeren Gläubiger. Das kann dem pariser Bankier gleichgültig sein. Sein Geschäft blüht, wenn sich die Zahl und Gattung der Börsenpapiere mehrt, und er wird sie deshalb möglichst zu erhöhen suchen. Es heißt also, den Bock zum Gärtner machen, wenn den Franzosen die Vertretung der deutschen Gläubiger Spaniens überlassen bleibt. Fühlen die Emissionshäuser, die den werthlosen Papieren fremder Staaten den Markt in Deutschland eröffnet haben, sich denn nicht verpflichtet, sich dieser Anleihen anzunehmen, wenn sie nothleidend werden? So wird der Laie fragen. Ja . . . diese Firmen wollen es nicht gern mit einem guten Lieferanten, der sie liebevoll mit Titeln und Orden schmückt, verderben; sie begnügen sich mit der Bitte, ihrer Dienstfertigkeit und Dienstwilligkeit versichert bleiben zu wollen. Die neue spanische Beseztigungsanleihe hat einen ausgezeichneten Erfolg aufzuweisen. Natürlich; denn die französischen Besitzer der alten Papiere versichern sich gegen Umtausch ihrer Scheine der mit größeren Garantien ausgestatteten neuen Rente; es muß Leben in die Bude kommen, damit das Kartenspiel sich erneuern kann. Die Gefährdung des deutschen Kapitals in China und die Neuordnung der Dinge im Transvaal würde der Schutzvereinigung deutscher Banken und Bankiers für die nächste Zeit hinreichende Arbeit schaffen. Sonst werden die gewandteren Engländer wieder den guten deutschen Michel um den Lohn seiner Arbeit betrügen.

Um die deutschen Börsen brauchen sich die Banken und Bankiers einstweilen nicht zu kümmern; da giebt es nichts zu verdienen. Entsetzen ringsum. In dem wilden Siegestaumel, der so lange die Räume der Burgstraße erfüllte, wurde der Ruf zum Rückzug nicht gehört. Die schleichende Krankheit wurde von der großen, lärmenden Menge nicht erkannt. Die Schredenstage sind nicht dazu geeignet, nach den Gründen für die Verwüstungen zu fragen, die im Bereich der Dividendenpapiere angerichtet werden. Das mag den Leuten vorbehalten bleiben, die durch diesen Ausgang der Dinge in Erstaunen versetzt sind. Die Lage ist klar. Es rächt sich einfach, daß den wohlmeinenden Mählern die Thüre vor der Nase zugeschlagen wurde; das Verderben hat trotzdem den Weg gefunden. Die Gesetzgeber sollten, statt neue Pläne zur Besteuerung des Börsenverkehrs auszubrüten, einmal an die Schranken der Malter treten und sich erklären lassen, daß die Panik, die Spekulation und Publikum ergriffen hat, durch das Verbot des ausgleichenden Terminhandels heraufbeschworen worden ist.

Synkus.